Ph $\frac{4}{2}$ 2358[a]
Oec
997
Oeconomica. De plantis pabularibus
229.

~~Oec. agr. N. 197.~~
R

Vollständige

Abhandlung

von der

zuverlässigsten Vermehrung

der

Futterkräuter,

zur

Verbesserung der Landwirthschaft, nach den neuesten Beobachtungen und eigener Erfahrung

beschrieben

von

Franz Ignatius Knecht,

D. der Gottesgel. Chor- und Pfarr-Rectorn in Rotenburg am Neckar.

Stutgart

bey Johann Benedict Mezler. 1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Die Landwirthschaft hat einen offenbaren, gutthätigen Einfluß nicht nur auf den physischen, sondern auch sittlichen Zustand der Menschen. Das erste ist beym ersten Anblick des menschlichen Lebens einem jeden klar, und erhellet noch mehr, wenn man die Länder und Zeiten betrachtet, in welchen weder Viehzucht noch Pflanzenbau sind, oder nicht auf die gehörige Art getrieben werden. Was waren Griechenland, Italien, Teutschland rc. in den ältesten Zeiten? Wie elend sieht es in jenen Ländern aus, wo, wie in Grönland u. d. gl. weder Pflanzenbau noch Viehzucht Statt findet? Eben so klar beweiset zweytens die ältere und neuere Geschichte, daß rohe, ungesittete, verwilderte Menschen ihren sittlichen Zustand alsdann erst verbessern, alsdann erst zu einer der vernünftigen Natur anständigen Gesellschaft sich bringen lassen, wann eine ordentliche Landwirthschaft unter ihnen eingeführt wird. Ja sogar findet man, daß schon

gesittete Völker moralisch besser werden, wenn durch Einführung einer bessern Einrichtung der Landwirthschaft mancherley Anlaß zu Neid, Uneinigkeit, und andern üblen Ausbrüchen des Eigennutzes abgeschnitten wird. Der verdienstvolle Herr Probst Lüders erzählt in der Vorrede zu Oests Abhandl. vom Ackerumsatz, wie sehr der moralische Zustand derjenigen Gemeinden gebessert worden, wie sehr auch die Ausübung des practischen Christenthums in jenen Gemeinden erleichtert worden, welche nach seinem Rath und seiner Anweisung die Feldgemeinschaft aufgehoben haben.

Es ist mithin keinem einigen Gliede der menschlichen Gesellschaft unanständig, sondern für alle eine wichtige Pflicht, aus dem rechten Grunde der von Gott allen Menschen allgemein befohlenen Liebe der Nebenmenschen, zur Verbesserung der Landwirthschaft so viel beyzutragen, als man ohne Nachtheil höherer Pflichten, insbesondere seines anderwärtigen eigentlichen Berufs, zu thun im Stande ist. Man wird es also auch einem Lehrer der Religion nicht verdenken können, wann er die von seinen Amtsverrichtungen und Studien freye

Stunden, nicht am Spiel- oder Trinktische, nicht auf dem Ruhebett, nicht in elenden Gesellschaften und eitlen Ergötzlichkeiten, nicht in wucherlichen Handlungen verderbt, sondern sie darzu verwendet, daß er nützliche Kenntnisse unter seinen Zuhörern und andern ausbreitet, und durch sein Exempel und seinen mündlichen oder schriftlichen Unterricht lehret, wie sie auch ihres leiblichen Berufs recht warten, und sich und die Ihrigen auf die unschuldigste Weise im Leiblichen besser versorgen können. Die Landleute arbeiten für ihn und andere, die keine Landwirthschaft treiben, und haben selten die Zeit, die Gelegenheit, das Vermögen, und die Geschicklichkeit, Verbesserungen der Landwirthschaft selbst zu erfinden, oder die von andern erfundene sich bekannt zu machen, sie aus so vielerley Schriften zu sammlen, sie zu prüfen, und die bewährteste gehörig ins Werk zu setzen.

Wie nützlich ist es daher für sie, wann ihre Lehrer auch hierinn ihnen zu Hülfe kommen, wann diese ihnen die für sie taugliche Kenntnisse von dieser Art faßlich vortragen; wann sie solche suchen, auf alle mögliche Weise unter ihnen in Gang zu bringen; und eben

hierdurch zeigen, daß es ihnen um das Wohlergehen anderer redlich zu thun ist.

In die Zahl solcher eifrigen Beförderer des Besten der menschlichen Gesellschaft kann man mit Recht den Herrn Verfasser dieser Schrift setzen. Wenn es mir vergönnet wäre, die erste Entstehung einer Schrift, deren gemeinnütziger Theil hier abgedruckt ist, und den Beyfall, dessen eine der erhabensten Personen selbige gewürdiget hat, hier zu erzählen; so würde man seinen brennenden Eifer, das Wohlergehen anderer zu befördern, mit groser Verwunderung augenscheinlich sehen. Es ist aber dieses desto weniger nöthig, je mehr selbst der Innhalt dieser Schrift eben dieses schon genug beweiset. Der Herr Verfasser zeigt darinn, daß er die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfang und nach dem wahren Zusammenhang aller ihrer Theile, daß er sie nicht nur theoretisch, sondern nach der ächten Ausübung, aus eigenen, aus seiner Freunde Beobachtungen und Versuchen, und aus den guten ökonomischen Schriften unserer Zeit kennet. Er weiset in dieser Schrift dem Landmann sehr überzeugend, worauf derselbe sein Hauptaugen-

merk

merk zu richten habe, und zeigt aus Gründen und Erfahrungen, daß die Verbesserung der Landwirthschaft vornehmlich auf der Futtervermehrung beruhe, und unterrichtet ihn zugleich, wie diese so wichtige Verbesserung am sichersten und leichtesten zu erhalten sey. Sein Unterricht ist so faßlich, einleuchtend, und auch für den niedrigsten Landmann verständlich, daß ein jeder nur ein wenig aufmerksamer Leser, die Nothwendigkeit, den Nutzen, und die Ausübung seiner Vorschläge einsehen kann. S. 30. der Schrift handelt der Herr Verfasser von dem grösten Knoten der Landwirthschaft sehr practisch. Es ist nemlich unstrittig, daß der Viehdünger eines der wesentlichsten Erfordernisse zur Landwirthschaft ist, und ohne Futtervermehrung nicht in zureichender Menge erhalten wird. Man muß also mit der Futtervermehrung den Anfang machen, damit man den Viehstand vermehren kann. Allein die Futtervermehrung geht ohne Dünger nicht gut von statten. Man muß daher wenigstens im Anfang die Güterstücke, wodurch man das Futter vermehren will, mit einem andern Dünger, als dem vom Vieh, düngen. Und

eben darzu gibt der Herr Verfasser eine sehr gute Anleitung. Andere künstliche Dünger, auch die Zubereitung der schweizerischen Gülle, findet man in den ökonom. Kalendern 1770 — 1780. Statt der Salzasche, die man in dieser Absicht an mehrern Orten gebraucht, läßt sich der in jenen Kalendern beschriebene Braunische Dünger aus Salz und Kalch gebrauchen. Damit, wenn etwa diese Schrift auch in andere Gegenden Teutschlands kommen sollte, sie auch dort verständlich seyn möchte, ist eine Vergleichung der Maase, die er in der Schrift selbst anführt, mit den würtembergischen Maasen vorangesetzt, deren Reduction auf andere Maase schon bekannt ist.

Ich wünsche, daß Gott diese Arbeit des Herrn Verfassers segne, daß viele aus der Ausübung seiner Vorschläge denjenigen Nutzen erhalten, der die Absicht seiner Arbeit ist, und der ihm eine der angenehmsten Belohnungen seyn wird. Maulbronn den 7. März 1780.

M. Balthasar Sprenger,
Professor.

Nähe-

Nähere Bestimmung

der in dieser Abhandlung angeführten Maase.

I. Der in der österreichischen Grafschaft Hochberg eingeführte Längenschuh, mithin der Schuh zu Rotenburg am Neckar hat, wie der Würtembergische, 12 Zoll. 16 solcher Schuhe machen ebenfalls eine Rotenburgische Längenruthe, welche aber um $3\frac{1}{2}$ würtemb. Zoll gröser ist als die würtembergische Ruthe. Der Rotenburgische Schuh verhält sich also zum Pariser, wie $1285\frac{43}{128}$ zu 1440, und zum würtembergischen wie $1285\frac{1}{3}$ zu 1268. Er ist um $2\frac{5}{8}$ würtemb. Linien, oder ungefähr stark $\frac{1}{6}$ Zoll gröser als der würtembergische.

Der österreichische Morgen Feldes, Wiesen, Wald, hat mit dem würtembergischen eine gleiche Anzahl Quadratruthen, nämlich 150, und so hat auch ein Jauchert oder Mannsmat einerley Anzahl

)(5 Qua=

Quadratruthen, nämlich 225. durch einen Druckfehler stehen in der Abhandlung 160 Ruthen für ein Morgen. Obschon aber die Ruthenanzahl gleich ist, so ist, weil der Rotenburger Längenschuh grösser als der würtembergische ist, doch der österreichisch-rotenburgische Morgen etwas grösser als der würtembergische. Das Verhältniß dieser Quadratmaase ist folgendes:

1 würt. Quadratruthe hat $238\frac{1}{7}$. Rotenb. Quadratschuhe.

1 würt. Morgen = $35721\frac{3}{7}$ = = =

1 würt. Jauchert = $53582\frac{1}{7}$ = = =

Hingegen hat

1 Rotenb. Quadratruthe 264 würtemb. Quadratschuhe.

1 Rotenb. Morgen = $39812\frac{1}{2}$ = = =

1 Rotenb. Jauchert = $59718\frac{3}{4}$ = = =

Anmerkung.

1 würt. Quadratruthe hält 256 würt. Quadratschuhe.

1 würt. Morgen hat 38400 = = = =

1 würt. Jauchert hat 57600 = = = =

Der

Der Rotenburger Morgen ist also um $5\frac{1}{2}$ würtemb. Quadratruthe gröser als der würtembergische.

II. 16 würtemb. Imi, oder 1 würtemb. Eimer, machen nach dem Rotenburger Maas 2 Ohmen, 8 Viertel. 1 würtemb. Imi, oder 10 würtemb. Maase machen 12 Rotenb. Maase, oder 2 Rotenb. Viertel; es machen mithin 6 Rotenb. Maase, die 5 würtemb. Maasen gleichen, 1 Rotenburger Viertel. 1 Rotenburger Maas hält also 115 würtemb. Cubikzolle, und $78\frac{1}{3}$ Pariser Cubikzolle, wenn die würtemb. Eichmaas 138 Würtemb. und 94 Pariser Cubikzolle hat. Die Rotenburger Maas ist also um $\frac{1}{6}$ der würtemb. Maas kleiner als diese. Wenn die würtemb. Maas Wasser 4 Pfund nach würtemb. Gewicht wiegt; so wiegt nach eben diesem Gewicht die Rotenburgische Maas Wasser nur 3 Pfund, $10\frac{2}{3}$ Loth.

III. Ein Sack ist in dieser Abhandlung derjenige Sack, der 6 Breisgauische Sester hält. Ein Breisgauischer Sester ist etwas kleiner als ein würtemb. Simri, und etwas mehr als ein Rotenburgisches Viertel. Rotenburger Viertel machen

1 Ro-

1 Rotenb. Malter, 21 Rotenb. Malter machen 20 würtemb. Scheffel, deren einer 8 würtemb. Simri hält. 10 jener Sester machen etwas mehr als 8 würtemb. Simri, oder 8 würtemb. Scheffel.

IV. 104 würtemb. Pfunde machen 102 Rotenb. Pfunde aus. 1 Rotenb. Pfund ist also um $\frac{32}{51}$ eines Loths schwerer als das würtembergische.

Anmerk. Die Vergleichung der würtembergischen Maase und Gewichte mit andern, findet man in Herrn Prof. Sprengers Anfangsgründen des Feldbaues.

Inn=

Innhalt.

Einleitung, S. 1.

Abhandlung selbst, S. 5. ff.

Erster Theil. Wie man so viel Futter pflanzen könne, als nöthig ist, Dung genug zu machen. S. 5.

Erster Abschn. Nothwendigkeit der Vermehrung des Futters. S. 6.

Zweyter Abschn. Mittel, Futter genug zu erzielen. S. 9. ff.

I. Kap. Man mache schlechte und entfernte Aecker zu Kunstwiesen. S. 9.

II. — Man mache dürre Wiesen zu Kunstwiesen. S. 14.

III. — Man verbessere sonst gute Grasgärten mit Umgraben und Kleeanpflanzen. S. 20.

IV. Kap.

IV. Kap. Man befördere dürre Raine zum Futter-Ertrag. S. 22.

V. — Bewährte Weise, ohne Viehmist Grasfelder zu düngen. S. 30.

VI. — Man verbessere moosige und sumpfige Plätze und Wiesen. S. 38.

VII. — Man pflanze Wicken zum Futter. S. 42.

VIII. — Man bediene sich des kurzen Futters. S. 46.

IX. — Man pflanze gemeine und Burgunder-Rüben. S. 51.

X. — Insbesondere den spanischen Klee. S. 55.

XI. — Schluß dieses Abschnitts.

Zweyter Theil. Wichtigkeit und Unschädlichkeit der Futtervermehrung für alle Nahrungszweige. S. 62. ff.

Erster Abschn. Wichtigkeit derselben in Betracht des Landes überhaupt. S. 63.

Zwey-

Zweyter Abschn. Ihre Wichtigkeit insbesondere.

I. Kap. In Ansehung der ausser Lands zu verkaufenden Früchten. S. 68.

II. — Anzeige einiger Fehler in der Landwirthschaft. S. 78.

III. — Wichtigkeit der Futtervermehrung in Ansehung des Weinbaues. S. 88.

1) Nutzen des Weinbaues. S. 88.

2) Rechte Weise, diesen Nutzen zu erhalten. S. 94.

3) Nothwendigkeit der Futtervermehrung hierzu. S. 114.

IV. Kap. Nutzen der Futtervermehrung in Ansehung der Viehzucht und Mastung. S. 120.

1) Wichtigkeit der Viehzucht überhaupt. S. 120.

2) Nutzen der Futtervermehrung in Absicht auf die Pferdzucht,

und

und Zucht und Mastung des Rindviehes. S. 123.

3) In Ansehung der Schaafe und Schweine. S. 133.

V. Kap. Nutzen der Futtervermehrung in Ansehung der sogenannten Handlungs-Kräuter. S. 148.

1) Vorstellung dieses Nutzens überhaupt. S. 148.

2) Nutzen der Futtervermehrung in Absicht auf Hanf und Flachs. S. 149.

3) In Absicht auf die Oelkräuter, Rebs und Magsaamen. S. 158.

4) In Ansehung des Hopfens. S. 170.

Beschluß. S. 185.

Einleitung.

Der Herr und der Unterthan ist in gegenwärtigem Jahrhundert, mehr als jemalen von viel hundert Jahren her, für die Landwirthschaft und andere Zweige des Nahrungsstandes auf das äusserste besorgt, und dieß mehr als billig: denn ohne eine wohlbestellte Cultur des Landes kann der Staat unmöglich wohl bestehen.

Ueber diesen Gegenstand sind viele Preisfragen ausgesetzt, und gar viel Antworten, und Abhandlungen in dem öffentlichen Druck erschienen, unter welchen sich jene eine vorzügliche und gekrönte Achtung erworben hat, welche den hochw. P. Zallinger, Lehrer der Weltweisheit, und Mitglied der Ackerbau-Gesellschaft in Innsbruck zum Verfasser hat.

In dieser Schrift, welche eigentlich die Verbesserung des Ackerbaues in dem Lande Tirol zum Endzweck hat, bestimmet der Herr Verfasser nebst anderen Anweisungen den Dung, welcher von dem Vieh abfällt, als das zuverlässigste Mittel, in diesem Lande den Ackerbau auf das schleunigste zu verbessern. In der That ein Satz, und Mittel,

welches bey allen Landwirthen die vollständige Richtigkeit hat, nur bey einigen Franzosen und Engelländern nicht, welche behaupten wollen, daß die Erde an sich selbsten mit ihren Nahrungstheilchen reichlich versehen sey, oder allein durch den Einfluß der Luft, Sonne, des Thaues, Regens, Schnees, versehen werden könne, und daher nur erfordert werde, die Erde durch das Umgraben und öfteres Pflügen fruchtbar zu machen. Ich habe davon einen genauen Versuch angestellt; allein die gemachte Probe hat fehl geschlagen. Ich bin auch nicht der einzige, dem es also ergangen. P. Zallinger erkläret sich hierüber folgender masen: Ich bin überzeugt, daß die Erde als Erde den Pflanzen die mindeste Nahrung ertheile, sondern daß jene, wie ein Baco von Verulam behauptet, denselben nur zur Stütze diene, und sie wider Hitze und Frost schütze. Herr Duhamel behauptet das Widerspiel nach den Grundsätzen des Joh. Bapt. Helmont und Tulls: allein Robert Boyle, und die Schriften der Berlinischen Akademie der Wissenschaften im I. Theil, enthalten solche Versuche, die die Meynung des Hrn. Duhamels unstreitig widerlegen.

Glückseliges Land, welches des Düngers, der von dem Vieh abfällt, einen so reichen Vorrath sammeln kann, daß mit diesem die Aecker, die Wiesen und Grasfelder, die Gärten und Krautländer,

die

die Weinberge und Hopfengärten genugsam können gedunget werden!

Kann aber unser Schwaben, können die Oestreichischen Vorlande, ja können durchaus alle Ortschaften dieser Glückseligkeit habhaft werden? Das wäre freylich zum Nutzen der allergnädigsten Landesherrschaften, und der getreuen Bürger und Unterthanen wohl zu wünschen, zu welchem aber die fast durchaus herrschenden Umstände und Gewohnheiten beynahe die Hoffnung zu rauben scheinen.

In der jezigen Verfassung leidet man Mangel an dem Viehdung, und leidet diesen einzig und allein darum, weil das hinlängliche Futter mangelt, mehr und so viel Vieh zu erhalten, das erklecklich wäre, das Jahr hindurch für alle Felder genugsamen Dung zu sammeln. Daher dann der Schluß von sich selbsten folget, daß, wenn man das Land auf vorgeschlagene schleunigste und zuverlässigste Weise will gebessert haben, man allen nur möglichen Bedacht auf eine solche Vermehrung des Futters nehmen müsse, wodurch der Eigenthümer in den Stand gesetzet wird, ungleich mehr Vieh, und das mehrere Vieh wohl zu erhalten.

Mein Saz demnach, welchen ich zu der schleunigst- und zuverlässigsten Landesverbesserung unumgänglich nothwendig finde, ist dieser: **Futter genug und im Ueberfluß. Futter genug und**

im Ueberfluß wird Dung genug verschaffen, und durch den genugsamen und besten Dung das sicherste Mittel, das Land auf die zuverlässigste Weise schleunigst zu verbessern, praktisch machen.

Nun fragt sich: Ob es erstens thunlich wäre, so viel Futter zu erhalten, als nothwendig wäre, genugsamen Dung zu machen? Zweytens, ob dieses nicht einigen Zweigen des Nahrungsstandes dörfte nachtheilig seyn?

Ich wage es, diese gedoppelte Frage zu erörtern, und zwar nach lauter solchen Versuchen und gemachten Proben, die von mir, und auch von anderen hier und in der Nachbarschaft vielfältig vorgenommen, und gut befunden worden. Es wird sich am Ende zeigen, daß durch eine gleich- und verhältnißmäßigere Eintheilung der Felder, durch eine andere Anpflanzung derselben, die höchstnothwendige Futtervermehrung erstlich am besten thunlich; zweytens, höchst nützlich sey.

Erster Theil.

Erörterung

der ersten Frage und Antwort, daß es, und wie es thunlich sey, so viel Futter zu pflanzen, als nothwendig ist, Dung genug zu machen.

Diese Frage gründlich zu erörtern, müssen folgende Stücke besonders abgehandelt werden: Erstens, wie nothwendig die Futtervermehrung sey. Zweytens, müssen die Mittel solche zu erzielen erwogen werden. 1) Das erste, daß, und wie man schlechte und entfernte Aecker zu Kunstwiesen machen soll. 2) Das zweyte, daß, und wie man dürre Wiesen zu Kunstwiesen machen soll. 3) Das dritte, daß, und wie man auch sonsten gute Grasgärten mit Umgraben, und Kleepflanzen verbessern soll. 4) Das vierte, daß, und wie auch dürre Raine zu dem Futtertragen befördert werden sollen. 5) Bewährte Mittel ohne den Dung, der vom Vieh abfällt, die Grasfelder zu dungen. 6) Das fünfte, daß, und wie öde Plätze zu verbessern wären. 7) Das sechste, daß, und wie zu Vermehrung des Futters auch die Wicken zu pflanzen seyen. 8) Das siebende, daß, und wie

man sich des kurzen Futters bedienen soll. 9) Das achte Mittel, daß, und wie man auf die Pflanzung der gemeinen Rüben, wie nicht minder auf die Dick = oder Burgunder = Rüben, mehr Bedacht nehmen soll. 10) Wie durch die Pflanzung des spanischen Klees in den Früchten die Futtervermehrung zu erhalten sey.

Erster Abschnitt.

Von der Nothwendigkeit der Vermehrung des Futters.

Wer immer seine Felder recht benutzen will, der muß diese mit genugsamer Besserung, als der Seele des Erdreiches, zu versehen, vordersamst besorgt seyn.

Die Wahrheit dieses Satzes hat zu unterschiedlichen Versuchen Anlaß gegeben, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß man zerschiedene Arten des Kunstdunges ausgefunden, wovon unten in dem fünften Kapitel etwas mehrers vorkommen wird. Gleichwohl wird der Dung, welcher von dem Vieh abfällt, und gesammelt wird, für den vortheilhaftesten gehalten.

Die=

Diesen nun zu erhalten, muß ein guter Wirthschafter sein Hauptabsehen dahin richten, vieles Vieh, und zwar in gutem Stande, zu erhalten; worzu eine hinlängliche und gleichsam überflüssige Fütterung erfordert wird.

Und wo soll diese bey jeziger Verfassung der Felder hergenommen werden? Betrachtet man die mehreste Ortschaften, so wird man finden: sie besitzen einen grosen und weitschichtigen Ackerbau, indessen leiden sie einen Mangel an Grasfeldern und Wiesen, mithin an dem nothwendigen Futter. Der Mangel des nothwendigen Futters gestattet also nicht so viel Vieh zu halten, welches Dung genug abwerfen dürfte, die Aecker, Wiesen, Gärten, Länder und Weinberge zu bedungen; woraus unvermeidentlich folget, daß man von seinem Feld ein Drittel weniger Nutzen zu beziehen hat. Das Uebel vergrössert sich unvermerkt, so aus folgendem Beyspiel klar zu sehen. Ein Bürger hat drey Jauchert Ackerfeld, er ist ausser Stand, diese mit genugsamer Besserung zu versehen. Sein Nachbar hat allein zwey Jauchert, welchen aber mit hinlänglicher Besserung abgewartet wird. Dieser erndet auf seinen zwey Jaucherten, weil sie behörig gedunget waren, eben so viel Früchten, als der erste auf drey Jauchert, folglich wächset dem ersten der Schaden zu, daß er eine ganze Jauchert mehr hat beackern, besaamen, schneiden, versteuren,

 ver-

vergülten, und verbodenzinnsen müssen, als sein Nachbar, welches in einer ganzen Gemeinde einen beträchtlichen Schaden abwirft, dem nichts anders als Futter genug vorbeugen kann.

Wäre es demnach von einer ganzen Gemeinde nicht besser gethan, wenn sie an Feldern nur zwey Drittel, hingegen ein Drittel mehr Wieswachs haben würde? Man könnte es auch auf drey Quart Felder, und ein Quart Wiesen setzen.

Auf diese Frage, wenn man alles reiflich erwäget, kann nicht anderst als mit Ja geantwortet werden. Nur allein in Rücksicht auf den Dünger als das zuverlässigste Mittel, die Landwirthschaft auf das schleunigste zu verbessern, ist es einem Staat, und einem Privatwirthe die höchste Nothwendigkeit, für die hinlängliche Vermehrung des Futters alle nur mögliche Sorge und Vorsicht zu haben, und ein solches Verhältniß zwischen den Futterfeldern, und den übrigen Feldern, als Aekker, Gärten und Weinbergen anzuordnen, daß die Aecker vermindert, und in Kunstwiesen und Futterfelder so weit verändert werden, bis daß man durch dieser Hülfe so viel Vieh wohl halten kann, von dem man für die übrige Felder, die zum Frucht- und Weinbau ꝛc. bestimmet sind, genugsamen Dung sammeln kann. Soll die Land-Cultur wohl bestellet seyn, so muß unumgänglich zwischen den Futterfeldern und denen anderen ein hinlängliches

liches Verhältniß seyn. Von einem zu wenig oder zu viel machet schon, daß man bey weitem nicht jenen Nutzen schöpfet, der möglich wäre; und in einem zu wenig oder zu viel ist in einer Gemeinde ein solcher Hauptfehler, welcher das Fundament der ganzen Wirthschaft untergräbt. Ist man Verhältniß gemäß mit Grasfeldern und Wiesen versehen, so kann man den besten Ertrag in allen andern hoffen.

Zweyter Abschnitt.

Mittel, Futter genug zu erzielen.

I. Kapitel.

Das erste Mittel, daß man in den Feldern ein gewisses Verhältniß anordnen, und dem zufolge schlechte und entfernte Aecker zu Kunstwiesen machen soll.

Es wird sich der grose Fehler der Landwirthschaft, den wir bis dahin erwogen haben, gar bald von sich selbst heben, und der Ertrag des Landes überhaupt in Bälde so reich, als nur möglich werden, wenn man auf die Pflanzung der Kunstwiesen bedacht seyn, und hierzu sich folgender Mitteln bedienen wird, deren das erste ist, daß man

in den Feldern ein gewisses Verhältniß fest setze, und dem zufolge schlechte und entfernte Aecker zu Kunstwiesen mache, und somit Klee, auch wenn das Feld darzu schicklich wäre, Lucerne oder Schneckenklee, welcher auch der ewige Klee genennet wird, pflanze.

Die Landwirthe unserer Zeiten, und die Erfahrung mehrerer Ortschaften versichern uns, daß man mit einer Jauchert solchen Klees drey bis vier Stück Vieh erhalten könne. Es ist nur gar zu gewiß, daß man dieß nahrhafte, grose, und sehr ergiebige Futter vier= bis fünfmal abschneiden, und durch dieß von einem Morgen Lucerne mehr Futter einfachsen könne, als sonst auch von drey Morgen anderer Wiesen. Man rechnet sonsten von einem Morgen guter Wiesen 30 bis 40 Centner Heu: Ein Morgen Lucerne aber wird über 100 Centner des besten Futters geben. Welch vortreffliches Mittel, das so nothwendige Futter zu vermehren, ist also die Pflanzung dieses Klees nicht? Wobey noch anzumerken kommt, daß das Lucernefutter dem Viehe noch so gut gedeye als ein anderes Wiesenfutter. Alle Gattungen des Viehes haben daran ein fürtreffliches Futter. Pferde die mager sind, wenn sie mit grünem Lucerne, ehe er in die Blüthe ausgegangen, gefuttert werden, erholen sich. Wird der Klee auf dem Stuhl geschnitten, und den Pferden vorgeschüttet, so wird dadurch die Hälfte des

Ha=

Habers ersparet werden. Die Kühe geben von dem Klee viele und gute Milch: auch nehmen die Schweine trefflich zu, wenn man ihnen unter dem Getränk geschnittenen Klee vermengt giebt.

Der Klee also ist es, dessen Pflanzung man zu nothwendiger Vermehrung des Futters bestens empfiehlet. Gar leicht werden wir ihn, und durch ihn Futter genug und im Ueberfluß erhalten, wenn wir die hier an die Hand zu gebende Mittel darzu ergreiffen werden.

Dieß voraus gesetzt, läßt sich leicht einsehen, wie nützlich es wäre, wenn man in den Feldern eine Reduction vornehmen, und von allem ein Drittel, oder Quart, vorzüglich aber entfernte Aecker zur Futterpflanzung bestimmen würde. Man würde hiedurch ein schicklicheres und gleichmässigeres Verhältniß zwischen den Futterfeldern, und anderm zum grösten Nutzen erhalten.

Wenn auch der Futtermangel nicht wäre, so hätte man doch überwägende Gründe genug, darzuthun, daß zu Verhinderung eines grosen Schadens, welcher dem ganzen Staat zuwächst, und zur Austilgung eines heimlichen Diebes, der den Besitzer solcher schlechten und entfernten Aecker unvermerkt ausraubet, die oben angerathene Reduction, und Eintheilung der Felder von einer hohen Obrigkeit sollte anbefohlen werden.

Es

Es ist nicht bald ein Flecken, welcher nicht solche Aecker hat, die pur darum, weil sie zu weit vom Ort entlegen sind, wenig, oder gar gering geschätzet werden. Solche Aecker, wenn auch ihr Boden der beste ist, werden nur darum, weil sie entlegen sind, von den Reicheren für nichts gehalten, oder von solchen Bürgern besessen, die bessere sich anzuschaffen ausser Stande sind, und von diesen noch die Arbeit verlohnen müssen.

Die Besitzere solcher Aecker, wenn sie einen eignen Zug haben, verwenden alle Besserung, allen Fleiß und Arbeit auf jene Aecker, welche ihnen näher gelegen sind, und welche sie auch pur darum für besser halten, weil sie näher liegen. Diese müssen bestens gedunget, und nach allen Arten mit allem Fleiß gebauet werden. Geschiehet es, daß noch ein wenig Dünger übrig bleibet, so bekommen solchen, aber sparsam genug, die entfernten Aecker. Mit der Bearbeitung hat es eine gleiche Beschaffenheit. Die näheren Aecker müssen gebührend, und zur besten Zeit gebauet werden: bey den entfernten aber gilt es gleich, ob, wann, und wie sie gebauet werden. Man bauet sie oft bey regnerischem und nassem Wetter, und vielmal nicht so oft, als es nach den Arten geschehen sollte. Man giebt ihnen selten, und nur den halben Dünger: oder wenn sie auch Dünger der Menge nach bekommen, so ist es ein lauteres angenetztes und un=

unverwesenes Stroh, das ausser Stand ist, den Boden in eine fruchttreibende Gährung zu bringen. Man sået solche Aecker an, und hålt bereits damals schon den Dünger, die Arbeit und den Saamen als verlohren, wie dann alles dieses insgemein verlohren ist. Andere sind es, die für solche Aecker nicht so viel wagten: sondern sie lediglich öde, und ungebauet liegen lassen, zu einem sehr grosen Schaden des Staats, welcher den Ertrag von so vielen Feldern mangeln muß, den sie reichlich würden geliefert haben, wenn sie behörig wåren besorgt worden.

Bürger, welche keinen eignen Zug haben, und solche entfernte Aecker besitzen, müssen unumgånglich an solchen Aeckern den grösten Schaden leiden: denn 1) können sie den Aeckern mit dem nothwendigen Dünger nicht begegnen; 2) nicht leicht einen mit einem starken Zug versehenen Fuhrmann auf ihre Aecker bringen. Daher müssen sie 3) ihre Aecker auch meistens zur Unzeit durch schwaches und entkråftetes Vieh bauen lassen; welches, weil es 4) in dem Verding geschiehet, eben auch meistens nur halb so gut als sonsten geschiehet. Kommt endlich die Erndte, so lohnet solche vielmal den Saamen nicht, und veroffenbaret sich alsdann, daß ein solcher Acker nicht für den Staat wüst gelegen: sondern auch seinen eignen Besitzer an Zeit, Arbeit, Saamen, Geld, und Gülten erbårmlich

bestoh=

bestohlen habe. Man hat sonsten von Obrigkeits wegen auf die Diebe ein wachsames Auge: wie geschieht es dann, daß die so beträchtliche Diebe ungeahndet bis dahin durchgekommen sind?

Auf diese entfernte, und eben darum nutzlose, ja schädliche Aecker rathet man mit allem Ernst zu greiffen, und sie zu der Pflanzung des höchst nothwendigen Futters anzuwenden. Wie bald würden sie ihren bis dahin vollbrachten Raub ersetzen, da sie Vieh, Milch, Schmalz, Fleisch, Geld, vordersamst aber so viel Dünger verschaffen würden, durch welchen die andere Felder zu dem vollkommensten Ertrag könnten befördert werden.

Man erlaube demnach nur, daß solche Aekker in Kunstwiesen dürfen verwandelt werden, man ermuntere hierzu den Bürger und Unterthan; man schütze ihn mit allem Ernst wider diejenigen, so ihn in seinem Vorhaben hindern möchten: so wird man in Bälde sehen, daß dem schädlichen Futtermangel auf eine zwar ganz einfache, aber hundertfach nützliche Weise gesteuert sey.

II. Kapitel.

Das zweyte Mittel zur Futtervermehrung, daß, und wie dürre Wiesen zu Kunstwiesen zu machen seyen.

Man findet vielfältig Wiesen, oder Matten, welche den besten Boden haben, und daher ein

ein gutes und kräftiges Futter bringen, aber gar wenig, und daher, so groß sie sind, dem Unterhalt des nothwendigen Viehes, und der davon abhangenden Vermehrung des Dungs so kleinen Vorschub geben.

Ich hatte vor einigen Jahren, ehe ich den Kleebau im Grosen angefangen, eine solche Wiese drey Viertel Jauchert stark gemiethet, und ich zweifle, ob das Heu und Oemd, so ich davon erhalten, 8 Centner ausgemacht haben. Ich ließ nachmals in dem Herbst 11 Karren Dung auf diese Wiesen führen, und ich fand nicht nur in dem ersten Jahre, sondern auch in den folgenden, daß mein Dung verlohren war. Das einzige, was mich alles dieses genutzet, war, daß ich von ohngefehr belehret worden, wie man mit gröstem Nutzen solche dürre Wiesen verbessern könne: denn nachdem ich den Dung ab= und einrechen lassen, verbliebe von dem Dung, Stein, Bein, Holz, Stroh ꝛc. noch so viel übrig, daß das Zusammengetragene einen ziemlichen Hauffen ausmachte, welcher bis auf das nächste Frühjahr auf der Wiesen liegen geblieben. Ich ließ ihn sodann abführen, den Platz räumen, und fand auf dem Platz, auf welchem der Hauffen war, das Erdreich ohne das mindeste Gräslein ganz schwarz und fett. Ich ließ es aufhacken, und Lucerneklee darauf werfen. Dieser kam trefflich hervor, und wurde so vollkommen

men, daß, wenn die ganze Wiese also mit Klee angepflanzet gewesen wåre, der Ertrag nur an Heu wenigstens sechsmal grösser würde gewesen seyn.

Diese Erfahrung dann voraus gesetzt: wie wohl würde es thunlich seyn, dürre Wiesen umzubrechen, und mit Klee anzupflanzen?

Damit man aber keinen, oder doch sehr geringen Schaden für das erste Jahr, wo man anfangt umzubrechen, an dem Futter leide, oder dieser wohl ersetzet werde, schlägt man aus der Erfahrung folgende Arten, die Wiesen umzubrechen, vor.

Die erste ist, daß man den Platz, welchen man zu einer Kunstwiese machen will, gleich zu Anfang des Augusts mit kurzem Dung belegen, sodann mit einem Karst, der insgemein 16 Zoll tief geht, besonders mit zwey Zinken versehen ist, also umbrechen lasse, daß der Dung und die Wasen zu unterst zu liegen kommen, und nachmalen mit der tiefer hervorgeholten Erde bedecket werden. Die Zeit, und das Werkzeug hab ich hierzu aus erheblichen Ursachen bestimmt, und zwar die Zeit des Augustmonats darum, weil in keinem andern Monat die umgegrabene und wohl vergrabene Wurzeln und Wasen so schnell in die Fäulung gehen, und dem umgegrabenen Erdreich die Lockerheit so wohl verschaffet wird, als wie in diesem;

des

des Karstes aber, dessen zwey Zinken bereits von oben gemeldter Länge waren, und mit welchem ein Mann des Tages 500 Quadratschuhe 20 Zoll tief, welche Tiefe nicht leicht ein Pflug erreichet, gemächlich umgraben konnte, hab ich mich darum bedienet, damit denen ohnehin hauptsächlich in die Tiefe gehenden Kleewurzeln zum Durchdringen der Weg erleichtert würde. Wurde ich mit dieser Arbeit vor dem 20sten Augustmonat fertig, so ließ ich das Umgegrabene eben rechen, und mit Klee ansäen, welchen ich noch das nämliche Jahr abhauen lassen, und das folgende Jahr, wenn es Lucernklee gewesen, wohl viermal benutzen konnte. Wurde aber das Feld erst später hinaus fertig, so ließ ich es über Winter liegen, gegen Georgii wiederum umhacken, oder wie ein Gartenland umstechen, mit Klee ansäen, welchen ich in dem ersten Jahre zweymal, in dem zweyten Jahre viermal abhauen, und jedesmal noch im Herbst abgrasen lassen konnte.

Ich schreibe hier nicht umsonst: in dem Herbst abgrasen: denn, wenn man den Klee durch das Vieh abwaiden läßt, so leidet der Klee durch die Zusammentrettung des Bodens Schaden, weil die Lockerheit des Erdreichs, so hierdurch gestöret wird, seinem Wachsthum einen wichtigen Vorschub giebt.

Die zweyte Art nicht nur solche Wiesen, von denen hier die Rede ist, sondern auch andere öde und wüste Felder umzubrechen, welche mir ebenfalls mit weniger Arbeit einen erwünschten Ertrag verschaffte, war: daß ich solche Plätze vor dem Winter durch den Pflug, so tief als möglich, ackern ließ. Um Georgii ließ ich von 3 Schuh zu 3 Schuh linienweiß Löcher machen, wenigstens ein Schuh tief, in deren jedes ein Huth voll Dung geleget, dieser zusammen getretten, darauf ein wenig lockere Erde gezogen, auf diese Erdäpfel, oder Grundbiren gesetzet, und mit Boden behörig bedecket wurden. Waren nun diese 6 oder 8 Zoll erwachsen, so ließ ich sie fälgen, und da sie 14 Zoll erreichet, häuflen. Ich erhielt eine ergiebige Erdäpfel-Ernde, welche ich aber so gar reinlich nicht ausklauben ließ, damit arme Leute mit einem Nutzen zum Nachgraben angelocket würden. Dieses so vielfältige Graben machte mir in dem ersten Jahre den Boden so locker als ein Gartenbeet, und weil der Boden durch den Dünger auch behörig aufgelöset war, so geschahe, daß der um Georgii des zweyten Jahrs darauf ausgesäete Kleesaamen so schnell und fett angewachsen, daß ich ihn das erste Jahr zweymal nutzen konnte.

Ich schreibe mit sonderbarem Fleiß: den darauf ausgesäeten **Kleesaamen.** Die Erfahrung zeiget, daß der Klee, wenn er untergeeget oder ge-

rechet

rechet wird, nicht so gut fortkomme, sondern unter der Erde vielfältig erstícke: jener aber der nur ausgeworfen wird, besonders, wenn bald ein Regen darauf fällt, ganz wohl fortkomme.

Und diesem, daß der ausgesäete Kleesaamen durch das Egen oder Unterrechen gar zu stark in den Boden kommt, muß hauptsächlich zugemessen werden, daß manche auf ein auch bestens zugerichtetes Feld Lucernkleesaamen, von welchem allein bisher die Rede ist, ausgesäet haben, der aber nachmals gar nicht, oder schlecht aufgieng. In diesem Fall muß die Landesart die Schuld tragen, und darum das Erdreich zu Tragung des Klees untauglich seyn, den es doch reichlich würde getragen haben, wenn der Saamen nicht bis zum Ersticken tief in den Boden wäre vergraben worden.

Es wird endlich, wenn man sich keiner der vorgeschlagenen Weisen bedienen will, auch wohl angehen, daß man solche Wiesen stürzen, zum Fruchtbau pflügen lasse, und in Aecker verwandle. Sie werden einige Jahre Frucht tragen, so viel stehen mag, und nachmals die beste Wiesen werden, oder zum Kleeanbau zugerichtet, den besten Ertrag abwerfen.

Würde man auf eine dergleichen Weise mit den dürren und schlechten Wiesen verfahren: wie leicht, und wie stark würde man nicht dem Futtermangel steuern?

III. Kapitel.

Daß, und wie man sonsten gute Grasgärten mit Umgraben und Kleeanpflanzen verbessern soll.

Aus eigner Erfahrung überzeugt, rathe ich auch an, sonsten gute Grasgärten, welche dreymal genutzet werden, mit dem Karst gleich am Eingang des Augusts umzubrechen, und auf die Weise, die ich jetzt an die Hand geben werde, mit Lucerne anzupflanzen.

Einen solchen Grasgarten ließ ich auf die Weise, wie oben angegeben worden, mit dem Karst brechen und zurichten, das umgebrochene Feld schön eben machen, und darinn halb Zoll, oder etwas tiefer, der Schnur nach Furchen zurichten, deren jede von der andern einen starken Schuh, auch noch mehr abstehen kann, und in diese Furchen sogleich den Lucernesaamen aber nicht zu dick säen. Kann man von einem abgängigen Kleeacker, den man zum frischen Anbau stürzet, alte Kleestöcke haben, welche noch mit etlich Zoll langen Wurzeln versehen sind, so wird es noch besser seyn. Es können diese alte Stöcke auch in mehrere vertheilet werden, wenn nur jeder Theil noch seine eigne Wurzeln behält, wie die Aurikeln. Nun von diesen Setzlingen setzet man in die gemachte Furchen je von halb

Schuh

Schuh zu halb Schuh einen: man wird mit Verwunderung sehen, wie diese wachsen und sich stokken werden. Der Vortheil, nach dieser Weise den Klee furchenweis zu pflanzen, ist von einer grosen Erheblichkeit, und lohnet die Arbeit, die gröser zu seyn scheinet, als sie in sich selbst ist, nur gar zu wohl: denn erstlich kann man den Platz zwischen den Furchen mit leichter Mühe mehrere Jahre, so lang nemlich der Lucerneklee anhält, in einem Bau erhalten, wenn man ihn das Jahr nur einmal fälgen läßt, wodurch alles andere dem Klee so schädliche Gras vertilget wird. Zweytens bekommen die Wurzeln des Klees durch das alljährige Hacken des ihnen anliegenden Erdreiches zu dem besten Wachsthum einen solchen Vorschub, daß der Klee noch so schnell und dick heranwächset, so daß man den also gepflanzten Klee gegen Ende des Heumonats das drittemal abhauen, und somit das nämliche Jahr noch zweymal benutzen kann. Drittens läßt sich leicht begreiffen, daß, wenn nach Verfluß mehrerer Jahre der wirklich also angepflanzte Klee in den Abgang kommen sollte, man nur alsdann in dem Herbst den Platz zwischen den Furchen dungen, tief umgraben, in dessen Mitte eine Furche machen, und in diese wieder Lucerne säen oder setzen lassen dörfte, folglich, wenn man den Platz, wo der abgehende erste Klee gestanden, wie den, wo der letztere angesäet wor=

worden, würde bearbeiten lassen, einen ewigen Klee erhalten würde. Was kann wohl thunlich= und nützlichers seyn, da die Arbeit und die Kosten so reichlich ersetzet werden? Oder aber soll der Ersatz nicht reich zu nennen seyn, da dergleichen Klee insgemein über drey Schuh in die Höhe sich schwinget, und so gestockt heranwächset, daß, da ein einziger Kleestock von 50 bis über hundert so hohe Schosse treiben kann, eine Maus durchzukommen Mühe hat.

IV. Kapitel.

Das vierte Mittel zur Futtervermehrung, daß, und wie auch dürre Raine zu dem Futterertrag befördert werden sollen.

Man findet in den Feldern vielfältig grose und dürre Raine, welche mit sehr wenigem, und einem sehr schlechten Grase bedecket sind. Ihr Ertrag lohnet das Abhauen nicht, und wenn er es lohnet, so kommt er doch nicht bald dem Eigenthümer zu; und da das ganze Erdreich dem Menschen von dem Schöpfer zur Bearbeitung und Benutzung gegeben ist, sollte man fast glauben, daß solche Raine nur zu des Menschen Verderben bestimmt seyen: denn sie würden doch zu nichts anders

als zu einem schädlichen Aufenthalt der Mäuse bey nassem Wetter dienen.

Ein Schultheiß eines Oesterreichischen Flekkens hat die Sache bestens eingesehen; daher fieng er mit seiner unterhabenden Gemeinde an, solche Raine umzuhacken, mit Lucerne, oder Esparcette anzusäen, und dem Schäfer befahl er, von solchen Kleerainen die Schafe abzuhalten. Eine andere nahe Gemeinde machte es diesem nach: auch thaten hier ein gleiches ein und andere Privatwirthe, und alle konnten den besten Klee von denen bis dahin nutzlosen Rainen in einer ergiebigen Menge sammeln. Und was noch ferner verdienet angemerkt zu werden, ist, daß durch die starke, und mehrere Schuhe tief durchstechende Kleewurzeln die Raine bey lang anhaltendem Regen wider den Einsturz bestens bewahret werden.

Einige haben am Ende des Märzmonats ihre dürre Raine mit Mergelerden, doch nicht zu dick, und zur Zeit, wo ein baldiger Regen diensam war, überworfen, und haben, ohne einen Saamen auszusäen, einen ordinären Klee sehr groß und dick erhalten. Welchen nützlichen Bedacht würde man dann nicht zu Vermehrung des nothwendigen Futters auf die nutzlose Raine nehmen?

Doch sind einige Sücke als hieher schicklich noch zurück, in welchen ich meinen geneigten Leser nicht in Verlegenheit lassen darf. Da der ganze

Vorschlag die Futtervermehrung durch Anpflanzung der Kunstwiesen zum Gegenstand hat, so wird er wissen wollen, welche Gewächse dann auf diese zu pflanzen seyen? Es sind drey Gattungen des Klees, und eine des Grases, welche zu der vorhabenden Futtervermehrung vorgeschlagen und bestens empfohlen werden.

Erstlich die Luzerne, welche man auch den ewigen, den blauen Klee nennet. Es will dieser Klee ein Feld haben, welches fett, leicht, und dabey nicht zu viel feucht sey: ein ganz trockner und leimiger Boden thut ihm nicht gut; auch verdirbt er, wenn das Wasser auf dem Lucerneacker stehen sollte; daher, ob es schon gut ist andere Wiesen zu wässern, es nicht zu rathen ist diese, wenn man auch kann, zu wässern. Der Hauptfeind dieses Klees ist das Unkraut. Man muß demnach das Feld, ehe man die Lucerne säet, tief und so umackern oder umgraben, daß so viel möglich das Unkraut vertilget werde. In dem Jahr in welchem man den Acker mit Lucerne ansäen will ist besser, daß der Acker nicht gedunget werde. Man dungt am nützlichsten, wenn der Klee dreyjährig worden. Der Klee in diesem Alter ist in seiner rechten Stärke, kann jährlich drey- bis viermal, in einer warmen Gegend fünf- bis sechsmal abgemähet werden. Setzet man diesen Klee entweder mit alten zertheilten Wurzeln, wie oben gemeldet worden, oder mit jun-

jungen dreyjährigen Setzlingen, die man aus einem zu dem Ende angelegten Beete gepflanzet, oder aus einem Kleefelde genommen, wo der Klee gar zu dick aufgegangen, auch in einen trockenen Boden, wo er sonst nicht leicht fortzukommen pfleget, so thut er gut, und hält sich lange. Der Saamen ist klein, und wird dem Pfund nach verkaufet, dessen zu einem Morgen anzusäen 10 bis 12 Pfund verbrauchet werden.

Der zweyte, welcher lange holzichte, schwarze Wurzeln hat, 2 Schuh hohe, auch noch höhere Stengel treibet, wird die Esparcette, der Esper oder Gockelerklee genannt, der zwar nicht unter die Kleearten gehöret, den ich aber hier darunter rechne, weil unsre Landleute, denen ich zu lieb vornemlich schreibe, ihn als Klee betrachten, und die ich in ihrer, dem Landbau unschädlichen, Meynung nicht ohne Noth stören will. Es giebt dieser Klee viel und gutes Futter, welches grün und dürr kann verbrauchet werden. Doch wenn man ihn grün füttert, soll man ihn dem Vieh, sonderlich den Pferden, welche nicht viel arbeiten, sehr mässig geben. Was diese Kleeart zum voraus vor der Lucerne hat, ist, daß sie in allen Böden, auch den steinigen, nur in den morastigen nicht, wohl fortkommt, und sich leichter als jene zu Heu machen läßt, weil ihr Saft nicht so dick und klebricht ist, als der Saft der Lucerne, und

man kann diesen Klee auch, wenn es regnerisch aussiehet, mähen. Man wende nur hernach die nasse Seite. Wenn er blos bey trübem Wetter durch die Winde gedörret wird; so bleibt er schön grün. Drey Simri Saamen, das ist vier und ein halb Viertel auch fünf Viertel oder Sester, sind genug einen Morgen anzusäen. Es darf der Saamen nicht tief untergeeget werden. Liegt er zu tief, so gehet er nicht auf. Ob er zwar nicht so oft als der Lucerneklee sondern nur zweymal in einem Jahre kann abgemähet werden, so ist er besonders vom dritten Jahre, wo er seine Vollkommenheit erreichet, von sehr grosem Nutzen, besonders, wenn man in den ersten drey oder vier Jahren kein Vieh darauf waiden läßt. Die beste Zeit, diesen Klee abzumähen, ist: wann die erstere Stöcke abgeblühet haben. Der Saamen dieses Klees giebt wohl aus, und muß, wie der von Lucerne früh Morgens, indem er noch von dem Thau befeuchtet ist, gesammelt werden.

Der dritte ist der spanische oder rothe Klee, von welchem in dem zehnten Kapitel insbesondere wird gehandelt werden. Nur dieß soll hier angemerket werden, daß, gleichwie die nutzlose Raine durch Umhacken und Anpflanzen entweder des Lucerne- oder Esparcetteklee zu einem sehr beträchtlichen Ertrag erhoben werden: auch ein gleiches, und das mit gar wenigen Kosten geschehe, wenn

man, ohne etwas zu hacken, oder zu graben, den spanischen Kleesaamen auf solche Raine wirft, und mit solchem Auswerfen, weil ohnehin dieser Klee nur etliche Jahre dauert, alle Jahre fortfähret. Mit einem Pfund Saamen, so 12 Kreuzer kosten kann, den man aber nach und nach selbst pflanzen kann, kann man weit langen. Was da von Aussäung des spanischen Kleesaamens auf die Raine gesagt worden, das kann auch auf andere gemeine Wiesen angewendet werden. Wird man auf diese alle Jahr etwas spanischen Kleesaamen werfen, so wird man unvermerkt eine grose Verbesserung des Futterbaues erlangen, und seine gemeine Wiese in eine Kunstwiese verwandelt sehen. Ein Ohngefehr hat mich dieß gelehret. 1769. ließ ich etlich Morgen mit spanischem Klee ansäen. Ein plötzlich fallender starker Regen, so den andern Tag darauf kam, hat in einer Gegend, wo das Feld eine Tiefe hatte, einigen von diesem Saamen in eine Gegend hinunter, auf einen öden, mit schlechtem und wenigem Grase bedeckten Platz geflöset. Dieser gieng auf, wuchs schön; und weil alle Jahre einige Stöcke in ihrer Blüthe stehen geblieben, und ihren reifen Saamen fallen lassen, so erhält sich dort der Klee bis auf diese Stunde, und beweiset, daß der spanische Klee auch auf ungebautem Feld wohl fortkomme, und durch alljährliches Nachsäen in mehrere Jahre hinaus könne fortgepflanzet werden.

Noch

Noch auf eine andere Weise können die Raine und Wiesen nach und nach mit den gemeldten drey Kleearten bepflanzet werden. Man findet vielfältig auf solchen Rainen und Wiesen den breiten Wegerich, ein sonst gesundes Gras, so aber dem Eigenthümer wenig oder gar nichts nützet. Es verbreitet dieses Gewächse sich horizontal auf dem Boden aus, so sehr, daß die ausgebreitete Blätter einen Platz von 4, 5, 6 Zoll um sich herum einnehmen, und nutzlos machen: denn kommt man im Mähen mit der Sense daran, so ist es der einzige etwan 6. 7 Zoll lange Saamenstengel, der abgehauen, und so fort eingesammelt wird. Ist diese Pflanze auf einem Raine, oder in einem Grasfeld häufig, so muß nothwendig auch ein groser Theil des Feldes ohne Nutzen seyn. Diesen Schaden nun abzuwenden, und das Feld in einen reichern Ertrag zu bringen, habe solche Wegerich ausstechen, oder mit einem Gartenhäulein heraus thun, den Boden, wo die Pflanze gestanden, durchhäkeln oder graben, ein wenig locker machen, und dahin einen Lucerne, oder Esparcette, oder spanischen Kleesaamen werfen lassen, der wohl gewachsen, das Feld in einen sehr erträglichen Stand erhoben, und nach und nach in eine Kunstwiese verwandelt hat. Was hier von dem breiten Wegerich an die Hand gegeben worden das kann auch mit grosem Nutzen an andern Gewächsen, die entweder

der nur auf der Erde kriechen, oder sonst, wie die Gänsblümlein, an sich selbst gering sind, ausgeübet werden.

Endlich ist noch die Gattung des Grases übrig, wovon oben gemeldet worden. Es ist das Raygras des Abt Miroudot, das sogenannte französische Raygras (Fromental, Tall Oatgraſs, Avena elatior Linn.) weit vorzüglicher als das Englische Raygras (Lülch, gramen loliaceum anguſtiore folio & ſpica Linn.) Es thut in schweren und kalten Böden gut, wo ein anderes Gras nicht wohl fortkommt. In fetten und etwas feuchten Boden wächset es 5 Schuh hoch, und noch darüber. Man soll es abmähen, ehe die Stengel gelb, hart, und der Saamen reif geworden, weil das Vieh solche harte Stengel nicht mehr frißt. Es ist bereits im Frühling das erste Gras, das sich treibet, und so fort frühe zu benutzen: doch kommt es keinem der obigen Kleen bey. Ich pflanze es, unter dem Lucerne- und Esparcetteklee gemischet, und finde mich gar wohl dabey: denn nebst dem, daß es die Futtererndte um vieles reicher macht, dienet es auch dazu, daß das Vieh durch Ueberfressen nicht so leicht Schaden läuft.

V. Kapitel.

Bewährte Weise, ohne Dung vom Viehe, die Grasfelder zu dungen.

Da wir allhier von dem Mergel, und überhaupt von der Verbesserung ungeachteter Felder, und nutzloser Wiesenplätze handeln, welche doch zu der Futtervermehrung vieles beytragen können, können wir nicht umhin an die Hand zu geben: Erstlich, wie die Mergelerde gefunden und probiret; zweytens, wie diese, die Gipssteine und andere Dinge, so für wenig oder nichts geachtet werden, als der beste Dung für den Wieswachs vordersamst die Kleefelder, welche doch anfangs den Viehedung nicht wohl ertragen, von verschiedenen der bessern Cultur nachforschenden Landwirthen zubereitet und angebracht werden.

Man hat in der allhiesigen Gegend schon mehrere Jahre die Mergelerde und Gips zur Dung- und Besserung der Gras- und Hülsenfrucht-Feldern mit grosem Nutzen gebraucht. Einige haben auch schon viele Jahre die rohen Gipssteine verschlagen, auf ein Viertel Feld ein auch zwey Viertel, oder Sester, Gipsmehl oder Staub ausgestreuet, und dadurch vieles und gutes Gras erhalten.

Es ist der Gips ein trefflicher Dünger, welcher den Aeckern und Wiesen, und fast allen Pflanzen

zen wohl bekommt: sonderlich aber treibet er an magern und steinigen Plätzen den Klee, ohne daß man ihn ansäet, sehr hoch und dick: auch vertreibet er in sumpfigen Wiesen, wenn man ihn zwey bis drey Jahre hinter einander braucht, alles saure Gras. Einige brennen ihn, damit sie ihn um so leichter zerstosen mögen; allein er dunget besser, wenn er nicht gebrennt wird. Er darf auch nicht zu zart zerstosen werden, und schadet nicht, wenn auch Stücklein wie Erbis darunter bleiben.

Zu viel Gips ausstreuen, ist schädlich. Es haben einige ihre Wiesen mit Gips gedunget, und da sie den Nutzen sahen, solchen noch höher treiben wollen, und daher ihre Wiesen mit Gips allzustark gedunget, aber mit dem Erfolge, daß die Wiesen in einen merklichen Abgang kamen, welches andere, die die Sache nicht wohl einsahen, verleitet hat zu glauben, daß der Gips den Wiesen, besonders in die Länge, schädlich sey.

Allein wir haben in unsrer Herrschaft Bürger, deren Voraltern schon vor vielen Jahren ihre Felder mit Gips gedunget haben, welchen ihre Kinder und Kindskinder dermalen, doch in einer behörigen Mase, nachfolgen, und hiedurch alle Jahre ihren grosen Nutzen erhalten. Sie nehmen nämlich auf ein Viertel Feld, deren vier einen Morgen von 160 Ruthen, und sechs eine Jauchert ausmachen, ein Simri, (so fast ein und ein halb Sester

Frey=

Freyburger Meß ist) auch zwey Viertel oder Sester. Das erste Jahr darf man schon dem Felde mit etwas mehrerm Gips begegnen: die folgende aber muß man minder nehmen. Besser ist es, wenn man den Gips mit Asche, wohl verfaultem Dung, oder guter Erde vermenget, also, daß die Hälfte der Gips, und die andere Hälfte das Zugemengte ausmacht. Nimmt man pur Gips, so wird wohl geschehen, wenn man wechselsweise ein Jahr um das andere mit Gips und Mist dunget.

Hier muß noch angemerkt werden, mit welcher Vorsicht der Gips auszustreuen sey: 1) Soll dieß jedesmal vor einem Regen geschehen. 2) Bey den Ackerfrüchten, so bald sie gesäet sind. Ich hatte einen Wickenacker mit Gips dungen lassen, nachdem die Wicken schon erstarket waren, und dieses that eine schlechte Wirkung: an dem nämlichen Tag ließ ich einen andern, aber frisch angesäeten, mit gleichviel Gips überwerfen; und hier machte er die trefflichste Wirkung. 3) Soll der Gips auf die Grasfelder gesäet werden, ehe das Gras groß ist. Ist das Gras schon groß herangewachsen, so bleiben an dessen Blättern und Stengeln die Gipssteinlein hangen, häuffen sich manchesmal, und hängen sich in dem Magen des Viehes an, und können auf solche Weise sehr schädlich seyn. Das beste ist, wenn man den Gips gleich aussäet, wenn das Gras frisch und wohl abgehauen wor=

worden, oder gleich in dem Frühjahr, wann der Schnee abgehet, und der Thau stark fällt.

Diese beyde Erdarten, Mergel und Gips, finden sich in unsern Landen genug: nur, daß der Mergel fast von niemand erkannt worden. Der kurze und gründliche Begriff des gesamten Feldbaues, so 1764. zu Stuttgart in Hrn. Mezlers Verlage herausgekommen, und den hochwürdigen und verdienstvollen Herrn Professor Sprenger zu Maulbronn zum Verfasser hat, giebt die Anleitung, wie man den Mergel prüfen und erkennen soll.

Die Farbe des Mergels ist verschieden. Zu Wendelsheim hatten die Bürger schon etliche Jahre einen Boden gegraben, mit selbigem ihre Wiesenplätze überworfen, und mit grosem Nutzen gedunget, ohne zu wissen, was eigentlich dieser Boden sey, so ein röthelfarbiger Mergel ist. Und eben auf der Markung dieses Fleckens hat man noch zwo andere Gattungen des Mergels gefunden, deren der eine aschengrau, der andere aber mehr auf das Weisse sticht.

Im Anrühren, wenn es Mergel seyn soll, muß man, da man ihn zwischen den Fingern reibet, eine saifenartige Fette fühlen. Findet man diese, so werfe man solche Erde in ein Glas mit Eßig, wo es dann sehr angenehm zu sehen ist, wie sich der Mergel nach seiner Vollkommenheit je mehr oder minder auflöset. Es steigen sogleich Bläslein auf, der Eßig und Mergel fangt an wie

Kalch und Wasser zu brausen, bis endlich der Mergel wie Kalch in einen Brey zerfällt. Je geschwinder der Mergel sich in dem Sauren auflöset, je heftiger er kochet, um desto besser wird er auch gehalten. Man wirft auch zur Probe die Mergelerde in das Feuer, läßt sie darinn ausglühen, und man findet, daß sie zwar etwas fetters geworden, aber an ihrer vorigen Farbe nichts verlohren.

Diese beyde, den Mergel und den Gips, pflegten viele ohne eine weitere Vorbereitung von dem Herbst an bis in das Frühjahr auf ihre Grasfelder auszuwerfen, und für den erstern ein beträchtliches Geld alle Jahr aus dem Lande zu liefern. Allein die gemachte Proben zeigen, daß Mergel und Gips ungleich wirksamer werden, wenn man selbige vorher mit Urin von Menschen und Vieh begießt, und also gähren läßt, trocknet, und nachmals wieder klein gemacht, in das Feld ausstreuet. Niemand wird sich die Möglichkeit vorstellen, was für verwunderliche Wirkung zur Abtreibung des verderblichen Mooses, und zu Erzielung sehr vielen und des besten Futters dieses habe. Ich hab einen grosen Platz gesehen, welcher kein Gras trug, sondern mit purem Moos bedecket war, den man in meiner Gegenwart mit einem durch Urin vorbereiteten Mergel überwarf. Ich hab es nachgehends gesehen, daß sich alles Moos verlohren, und das beste Kleegras schnell und viel hervorgewachsen.

Anstatt des Mergels oder Gipses haben andere schon einige Jahre Aschen, beydes ausgelaugte und unausgelaugte, Holzkutter, den Koth und Staub, welche durch das Auskehren und Fegen der Häuser gesammelt worden, in ein altes Faß, oder sonst in einen Winkel, doch unter einem Dach, dem zwar die Luft, nicht aber der Regen beykommen konnte, weil dieser letztere eine der Absicht schädliche Ausdünstung verursachen würde, zusammen werfen lassen, und dieses einige Wochen mit Urin von Menschen oder Viehe begossen, und also einige Monate, je länger je besser, gähren lassen. Da sie nachmals diese also mit Urinsalz angefüllte Erde im Winter, oder im Frühjahr, doch gleich vor einem Regen, auf ihre Wiesen, Gras- oder Kleefelder ausgestreuet haben, haben sie diese zu einem solchen Ertrag gebracht, den man von dem Viehdung nicht reicher erwarten konnte.

Man könnte sich ferner einen gleichen Dung verschaffen, wenn man sich auch zu dem Ende der Lage der Schweinställe bedienen wollte. Insgemein sind diese vor der Erde ein auch zwey Schuh hoch gestellet, damit das Wasser seinen Abgang habe. Man mache unter diese noch eine etwan 8 oder 10 Zoll tiefe Grube, fülle solche auch noch höher als die Tiefe der Gruben ist, mit gemeinem Grund und Boden an, lasse solchen acht oder mehr Wochen durch den ablauffenden Urin der Schweine

durchbaizen, schlage nachmals den durchgebaizten Boden, doch nicht im Freyen, wo der Regen hinkommen kann, auf einen Hauffen zur Gährung, lasse ihn also beysammen länger liegen: man wird auf solche Weise mit leichter Mühe eine Dungerde erhalten, von der man besonders in Wiesfeldern die beste Wirkung zu gewarten hat.

Hier könnte ich noch mehrers anbringen von der sogenannten Schweizergülle, welche in Urin und Mistlacken bestehet, so man vielfältig ohne Nutzen verlauffen oder versitzen läßt, die doch vordersamst zu Verbesserung der Grasfelder könnte verwendet werden, meistens aber zu Schanden gehet. Es würde aber überflüssig seyn, weil es in andern ökonomischen Schriften ausgeführt zu finden ist. Das allein habe nicht ungemeldet lassen wollen, daß ich eine Frau vom Rang zu kennen die Ehre habe, die in der Wirthschaft überhaupt, und besonders der Verbesserung der Futterfelder, einen grosen Vorzug verdienet, welche ihre schlechte Wiesenfelder bey regnerischem Wetter fleissig mit solcher Gülle begiessen ließ, und dadurch auch an Gegenden, wo zuvor fast nichts gewachsen ist, sehr viel und das beste Futter erhielt. Wer solchen Urin oder Lacken pur, ohne mit anderm Wasser zu vermischen, welches auch schon zum Theil in die Fäule gegangen, gebrauchet, der lauft Gefahr, wenn nicht gleich auf die Begiessung ein Regen fällt. Gleichwie

in

in diesem Fall die ausgegossene Gülle allen Gewächsen eine neue Stärke giebt: also im Gegentheil, wenn kein Regen darauf folget, brennet sie alles aus; daher die schweizerische Vorsicht, welche eine Vermischung mit Regen- und anderm Wasser macht, verdienet bestens empfohlen zu werden.

Endlich muß ich hier noch die Anmerkung machen, daß in Städten und Flecken, die wohl verwaltet werden, die Vorsehung schon gemacht ist, daß, wenn Regenwetter einfällt, der Koth der Gassen und die Dunglacken nicht durch das Regenwasser in den nächsten Strom oder Bach, der vor dem Ort, ohne auf Wiesen geleitet zu werden, vorbey fliesset, weggespühlet werden. Wohleingerichtete Städte und Ortschaften lassen solche Dungmaterie nicht zu Grund gehen, und unnütz von dem vorbey lauffenden Strom verschlingen: sondern sie haben ganz besondere Gräben und Leitungen, durch welche solch fettes Wasser in Grasgärten und Wiesen geleitet wird, wodurch diese erstaunlich verbessert werden. Man schliesse nur, daß eine schlechte Aufsicht und Kenntniß der Landwirthschaft das Steuer-Ruder in einer Gemeinde führe, in deren man auf solche Verschwemmung nicht Acht hat.

Hat man also anfangs keinen Dung, der vom Vieh abfällt, seine Grasfelder zu verbessern: wie leicht wird man sich von Mergel und Gips einen

Vorrath des besten Düngers verschaffen können? Oder will oder kann man dieses nicht: wie wohl würde es thunlich seyn, von anderem Koth, Kutter, wozu vorzüglich der verbrennte Leim von abgebrochenen Oefen zu verwenden, so man ohnehin aus dem Wege räumen muß, eine Menge zu sammeln, nach der oben angeführten Weise mit Urin zu bereiten, damit die Grasfelder zu düngen; und welchen Vorrath des nothwendigen Futters würde man sich nicht auch auf schlechten Plätzen zuwegen bringen?

VI. Kapitel.

Das fünfte Mittel zur Futtervermehrung, daß, und wie man moosige und sumpfigte Plätze und Wiesen verbessern soll.

Es haben einige Ortschaften moosige Wiesen, ganz öde und sumpfigte Plätze, die man zu Wiesen machen sollte. Es stehet auf diesen das Wasser den grösten Theil des Jahres. Sie tragen daher fast nichts als Binsen, saures Gras, und schlechte Kräuter, und geben sofort für das Rindvieh ein so schlechtes Futter, daß die Kühe um die Milch kommen, wenn sie länger als von ungefehr darauf waiden, oder davon gefüttert werden. Waidet das Vieh auf solchen Sümpfen, so tritt

tritt es tiefe Löcher in den Boden, wodurch das Feld noch mehr verschlimmert wird.

Einer meiner besten Freunde hat 1743. eine solche Wiese, drey Jauchert ohngefehr groß, mit dem Dienst angetretten, deren Ertrag an Heu und Oemd für das gemeldte Jahr 38 Centner waren. Als er 1760. mit Ende des Jahres seine Station veränderte, und daher das vorhandene Futter theilen mußte, fand er über das, was er bis Ende des Christmonats von dem Herbst an für ein Pferd und etliche Stück Rindviehe verbrauchte, noch 138 Centner, und zwar fast durchgehends des besten Futters, in welchen nutzvollen Stand er die schlechte Wiese auf die folgende Weise gebracht. Er sah sich erstlich einen falligen Auszug für das unter der Erde stehende Wasser aus, und den fand er. Er ließ zweytens, wo die Wiese am tiefsten war, doch aber noch in einen falligen Abzug konnte gebracht werden, einen graden zwey und ein halben Schuh breiten Graben nach dem Abzug machen, durch welchen alles Wasser, so er abzuziehen sich vorgenommen, passiren mußte. Drittens, ließ er Ableitungsgräben drey Schuh, auch noch breiter machen, je einen näher oder weiter von dem andern, je mehr oder weniger die Gegend sumpfig war. Mit dem ausgeworfenen Boden wurden tiefere Gegenden erhöhet. Würde er aber ihn haben über Hauffen schlagen, und verfaulen lassen, so

würde er für seine Wiesen den besten Dung erhalten haben. Die so gemachte Gräben ließ er mit Steinen von der Gröse einer Faust, auch solchen die noch gröser waren, bis auf einen halben Schuh ausfüllen, und auf die Steine Moos von dem Wald ganz dichte legen, das Moos mit Boden beschütten, so daß der aufgeschüttete Boden höher als die anliegende Rasen wurde, auf welchen Heublumen geworfen wurden: und er erhielt, wo diese Abzugsgräben waren, ein Gras, welches recht gut, und von einer ausserordentlichen Gröse und dick wurde; und es war eine Lust zu sehen, wie durch die Steine in den aufgefüllten Gräben sich das Wasser in den Hauptgraben gezogen. Er ließ auch nachgehends auf diese Wiese etlich hundert Felben und Erlen nach den Gräben setzen: diese zogen auch viel saures Wasser an sich, und er erhielt in etlich Jahren Holz zu Büschelein oder Wellen, und so viel Futter, daß man ihm um den sonst gewöhnlichen Lohn die Wiese nicht mehr abmähen wollte.

Hierzu half gar viel, daß er anstatt des Dunges auf den zwischen den Ableitungsgräben liegenden sauren Wasen verschlammten Kieß, auch andere Erden, wo er nur immer eine haben konnte, sonderlich den Raum von alten Mauren ausbreiten, auf diese Heublumen, oder den Auskehricht von den Heuböden, unter welchem der Saamen vieler guter Kräuter war, ausstreuen ließ, welches

zum

zum Wunder angeschlagen. Liesse sich nicht Futter im Ueberfluß und das allerbeste hoffen, wenn man auf solche Wiesfelder anstatt der Heublumen, Lucerne oder Esper mit Raygras vermischt, oder auch nur den spanischen Klee aussäen würde, die man damals, als diese Verbesserung vorgenommen wurde, nicht wohl haben konnte?

Die fünfte Abhandlung der ökonomischen Gesellschaft zu Bern ist, in dem Vorschlag, solche Dolen und Ableitungsgräben, um das stehende Wasser abzuleiten, zu verfertigen, des gleichen Sinns: nur daß sie statt des Waldmooses auf die Steine Holzspåne bestimmet. Es scheinet aber, daß das Waldmoos diesem vorzuziehen sey, weil es wohlfeiler zu haben, und ungleich långer halten muß.

Wahr ist es, daß nach der Beschaffenheit der Lage solcher moosiger Wiesenplåtze diese Verbesserung kostbar seyn kann, bevor, wo die Steine rar, oder weit zu holen sind. Doch kann nach und nach viel geschehen, wenn man die Zeit, wo sonst ohnehin nicht viel zu arbeiten ist, mit einem Fleisse darauf verwendet.

Dieß will ich hier noch melden, daß, wenn man, da man einen solchen Platz mit erforderlichen Gråben versehen hat, das Feld umbrechen würde, der spanische Klee und das Raygras trefflich darauf fortkommen würden. Das Raygras wåchset sonst, wie bekannt, gern in nassen Ge-

genden, und mit dem spanischen Klee ist die gemachte Probe wohl ausgefallen.

Das Raygras ist sonsten allem Viehe, wenn es abgehauen wird, ehe seine Stengel reif geworden, ein sehr angenehmes Futter, den Schaafen aber eine treffliche Arzney. Würde man nicht auf solchen Plätzen, die sonst wenig oder gar nichts tragen, und noch über das der Gesundheit der Schaafe und andern Viehes gefährlich sind, einen beträchtlichen Vorrath recht guten Futters, und wider die Seuche der Schaafe ein bewährtes Mittel, sich verschaffen können?

VII. Kapitel.

Das sechste Mittel, daß, und wie zu Vermehrung des Futters auch die Wicken zu pflanzen seyen.

Die Wicken, wenn sie in ein fettes Feld gesäet werden, geben an Kraut und Stengel eine Menge Futter, grün abgehauen, in die Krippen. Werden sie aber abgehauen, wenn die Schäfen mit Körnern angefüllet, und sie doch an den Stengeln noch einige Blüthe haben, und sodann wie Heu gedörret: so erhält man ein dürres Futter, welches wegen den mehlreichen Körnern, dem besten Heu vorzuziehen, beydes sowohl für das Rindvieh, als

für die Pferde. Läßt man die in einem fetten Felde gepflanzte Wicken zu Saamen stehen, so wird man wenig erhalten, und fast gar um das Futter, so auf dem Felde verfaulen und verderben wird, kommen. Daher man die in einem nicht zu fetten Acker gepflanzte Wicken zum Saamen stehen läßt, welcher zum Futter für die Tauben und andere Geflügel, auch für die Pferde mit Haber vermischt, wohl zu gebrauchen ist, in welchem Fall aber das Stroh zum Futter nicht viel werth ist; welches dann auch mag die Ursache seyn, daß sonsten Feldverständige mein oben gerühmtes Wickenheu anfangs gar nicht gutheissen wollten.

Man gehet mit der Pflanzung solcher Futterwicken auf die folgende Weise zu Werke: Nach der Ernde pfleget man die Stoppeln auf dem Acker, welcher ein Wickenacker werden soll, mit dem Pflug zu stürzen: je bälder dieß geschiehet, um so besser wird es seyn; weil annoch grüne Stoppeln, wenn sie untergestürzet werden, das Feld gar viel verbessern. Kann es seyn, es sollte aber seyn, so wird das Feld vor dem Winter noch einmal geackert. In dem Winter führet man denjenigen Dung darauf, welchen man ohnehin dem Acker, wiewohl etwas später, würde gegeben haben; verspreitet ihn kurz zuvor, als man den Acker zur Saat ackert. Würde der Dung nach dem ersten

Stür=

Stürzen auf den Acker kommen, und also noch vor dem Winter hinunter geackert, und erst alsdann mit Wicken angesäet werden, so würde die Sache vollkommen seyn.

Sind die Wicken aus dem Felde, so wird der Acker gestürzet, wobey vorzüglich anzutragen, daß die Stoppeln der Wicken sogleich, annoch grün, mithin ehe sie von Luft und der Sonne ausdorren, gestürzet werden. Grün gestürzte Wicken, wie sie auf dem Acker wachsen unabgemähet, sind dem Feld ein ganzer Dung, also zwar, daß dieß allein, wenn auch der Acker sonst keinen andern Dung bekommt, demselben so anschlägt, als wenn er wäre vollkommen gedunget worden; und dergleichen Stoppeln geben dem Felde den halben Dung also, daß die untergeackerte und in die Fäulniß gebrachte Stoppeln, wenn auch der Acker vorher nicht wäre gedunget worden, demselben so viele Besserung geben würden, als wenn er den behörigen halben Dung empfangen hätte.

Der Ertrag, wenn die Wicken zum Grünfüttern bestimmt werden, ist sehr beträchtlich. Ein solcher Acker giebt sehr viel Futter eines theils, und andern theils solches zur Zeit, wo man es am besten nöthig hat, zur Zeit nämlich, in welcher die Feldarbeit am stärksten ist. Holet man das grüne

Wik-

Wickenfutter auf einem Karren, so wird man in weniger Zeit mehr erhalten, als etliche Personen den ganzen Tag auf den Aeckern hätten finden können. Werden die grüne Wicken nacher Haus getragen, so ersparet man abermal viele Zeit, weil ein dick= und großstehendes Gewächse gleich eine Bürde giebt. Mit welchem Nutzen für die Wirthschaft würde man jene Hände, die das so mühsame Futtersammeln den ganzen Tag würde beschäfftigt haben, zu einer andern dringenden Feldarbeit verwenden können?

Sind die auf der Brache also gepflanzte Wikken aus dem Felde, so wird das Feld gestürzet und behörig geackert, und mit Korn oder Waizen angesäet. Folgende Beobachtungen sollen hier noch angeführt werden: Daß erstlich wohl geschehe, wenn Wicken und Haber vermischt, gesäet werden; der Haber mit seinen starken und langen Halmen nutzt den Wicken, daß sie nicht so sehr sich auf den Boden legen und faulen. Es spinnen sich die Wickenpflanzen um die Haberhalmen, bleiben aufrecht stehen, haben Luft, und hängen sich viel völler mit Schäfen an. Zweytens, daß ein Wickenacker mit zweymaligem Pflügen vorlieb nehme, und auf einem nicht gedungten Wickenacker, wenn man die gesäete Wicken mit zartem Gips, wovon man auf einen Morgen 4 Simri nimmt, bestreuet, man das

Wachs=

Wachsthum der Wicken so stark betreiben könne, als man nur will.

Welch grose Gutthat wird demnach ein Landesherr seinen Unterthanen angedeyen lassen, wenn er die gnädige Verordnung machen würde, daß ein jeder nach dem Verhältniß seines Viehes in der Brache so viel dergleichen Futter pflanzen dürfte, als ihm nothwendig wäre hinlängliches Futter für das Vieh, und dann auch so viel Hanf oder Flachs anzupflanzen, als er in seine Wirthschaft nöthig hat, für welches doch ohnehin vielfältig das Geld ausser dem Lande gehet. Allein von diesem letztern wird die Rede alsdann seyn, wann wir von dem Nutzen der Futtervermehrung handeln werden.

VIII. Kapitel.

Das siebende Mittel, daß, und wie man sich des kurzen Futters bedienen soll.

Das Vieh mit kurzgeschnittenem Futter wohl durch den Winter zu bringen, wodurch das lange Futter erspart wird, ist eine alte, obschon in einigen Ländern unbekannte Sache. Colerus schrieb schon vor mehr als 150 Jahren davon folgendes: Es geben einige den Ochsen Gerstenhexel und Heu, aber das ist ihnen zu gering,

man muß ihnen ein wenig Seue oder Treber (durch Seue oder Treber wird das Biermalz, oder die Frucht vom Branntenweinbrennen verstanden) Kleyen oder Schrot (das ist ein ander geringes Mehl) mit anmengen. Ganzer Rocken oder Gersten sind dem Rindviehe sehr gefährlich, weil diese in ihnen aufquillet, und das Vieh bersten macht.

Wann die Ochsen nicht arbeiten müssen, läßt man ihnen zur Winterszeit Gersten- und Rockenstroh durcheinander schneiden. Dieses Herel giebt man ihnen nur ein wenig mit Wasser besprengt, Abends und Morgens jedesmal einen Kübel voll. Wenn viel Suppen an diesem Futter ist, kriegen sie grose Bäuche und werden schwerfüllig: des Mittags giebt man ihnen Heu und Rockenstroh, und vor Mitternacht um 9 oder 10 Uhr wieder. So viel Colerus.

Was hier Colerus angemerkt, das ist in Schwaben in einer gewiß recht nützlichen Uebung. Es lassen die Hauswirthe das Stroh vorzüglich, welches sie von Hülsenfrüchten, als Erbis, Linsen, Wicken sammeln, auf dem Schneidstuhl doch gröber schneiden, als man es für die Pferde verbrauchet. In Ermanglung des Hülsenstrohs nehmen sie auch Spreuer und ander Stroh. Welche dieß kurze Futter noch kräftiger haben wollen, lassen auch mit und unter dem Stroh ein anders

Heu,

Heu, besonders welches sie von dem Lucerne oder Esper gesammelt, wie oben gemeldet worden, schneiden. Gedörrtes Wickenheu würde auch hierzu vortrefflich seyn.

Andere, damit sie alles mindeste in der Wirthschaft zum besten nutzen mögen, und dieses kurze Futter ihrem Viehe noch schmackhafter machen, haben die Blätter von Köhl, Kappis, Mangold, worzu auch die von den Burgunder-Rüben ꝛc. schicklich sind, welche sie in dem Herbst sammeln könnten, groblecht, und damit es geschwinder gehe, auf dem Stuhl verschneiden, das Verschnittene in Standen, Gölten, oder Zuber eintretten, doch so, daß auf jede Lage Kraut ein wenig Salz gestreuet werde, alsdann beschweren, Wasser darauf giessen lassen, daß es also zum Verbrauch gleich dem sauren Kraut, so für die Menschen bereitet wird, beschweret, und im Wasser erhalten werde. Ich habe dergleichen eingemachtes Kraut gesehen, welches durch den Winter so eingefroren war, daß man nichts davon nehmen konnte, nachmals in dem Frühjahr dem Rindviehe das angenehmste Futter war.

Man hält ferners die Krautdorschen (Strünke) für den Winter zum Futter auf, welche, wenn man sie verbrauchen will, mit einem Beil zerhakket, und davon etlich Hände voll unter das kurze Futter vermischet werden.

Wer

Wer das Vermögen hat, versieht sich mit Kleyen, oder läßt geringe Früchten mahlen, damit er auf ein jedes Futter davon eine Hand voll sprengen kann.

Dieses kurze Futter selbst wird auf die folgende Weise bereitet: Man nimmt einen Kübel, der fast drey Vierling eines hiesigen Viertels hält. Ein hiesiges Viertel ist etwas weniger als ein Breisgauer Sester. Diese Kübel sind oval oder länglicht gemacht., damit sie füglich in die Krippen mögen gestellt werden, und sind groß und kleiner, nachdem das Vieh beschaffen, das man futtern will.

Man füllt diese Kübel mit geschnittenem Stroh oder Spreuer ꝛc. thut oben darauf von dem angemachten Kraut oder zerhackten Krautdorschen ein oder zwey Hand voll, auf dieses, wenn man es recht gut machen will, eine geringe Hand voll Mehl oder Kleyen, mehrers wird es noch besser machen, ein wenig Salz, giesset darüber siedend Wasser, rührt es untereinander, und stellet es, doch nicht zu warm, dem Viehe zum Fressen vor.

Nimmt man anstatt des siedenden Wassers Knöpfleins- oder Nudelnbrühe, oder siedend gemachtes Spühlwasser, weil beyde schon ihr Salz haben, so darf kein Salz weiter aufgestreuet werden.

Mit diesem kurzen Futter wird hier zu Land durch den Winter fast alles Vieh verpfleget, und man findet nicht wenige, welche nur mit dem Brühfutter ihr Vieh in gutem Stand erhalten, welche keine Hand groß Wieswachs, und also weder Heu, noch Oemd (Grummet) haben. Giebt man aber auf solches kurze Futter am Morgen, Mittag und Abend, nur noch ein wenig langes, so wird man sein Vieh in dem besten Stand erhalten: bevor wenn man Bier- oder Branntenwein-Malz haben kann, und von diesem nur was weniges unter jedes Brühfutter (Brühts, Angebrühetes) menget.

Um wie viel wohlfeiler ist diese Winterfütterung des Viehes nicht gegen jener, wo man pur mit Heu und Oemd, und dieß vielmal noch halb Stroh, sein Vieh durch den Winter bringet? Wie armselig siehet nicht vielmal das arme Vieh, welches mit langem Futter, und das gesparsam, und rauh gefüttert wird, in dem Frühjahr aus? Und welchen Schaden an Milch und Schmalz, da das Vieh sich lang bis in Sommer hinaus nicht erholet, leidet man nicht bey dieser Fütterung? Würde man nicht an Orten, wo diese Weise das Vieh zu füttern unbekannt ist, mehr Vieh, und dieses besser und mit bestem Nutzen, als dermalen das wenigere halten, und hierdurch Milch, Schmalz, und den so nothwendigen Dünger vermehren und verbessern können?

IX. Kapitel.

Daß man auf die gemeine Rüben, die Dick- oder Burgunder-Rüben, mehr Bedacht nehmen soll.

In dem Breisgau und Elsaß ist man auf die Anpflanzung der gemeinen Rüben sehr versessen. Man hat derselben zweyerley, runde, und langlechte, von welcher letzterer Gattung man von 6 bis 7 Pfund, auch noch schwerere sehen kann. Mit diesen Rüben mästet man das Vieh, welches meistens nach der Mastung in das Französische, oder in die Schweitz, ohne daß dem Lande an seiner Nothwendigkeit etwas mangle, ja vielmehr, daß mehrere tausend Gulden fremdes Geld in das Land gebracht werden, verkauft wird. Die Kühe, wenn sie mit Rübkraut in behöriger Vorsicht, und mit Rüben gefüttert werden, geben davon wohl Milch und Schmalz, beyde die Ochsen und die Kühe vielen und guten Dünger. In den obern Theilen von Schwaben weißt man hievon nicht viel. Und obschon man Gegenden findet, in welchen man die Rüben viel früher als am Rhein, und 12. 14. auch noch mehrere um einen Batzen haben kann, so sind doch vielmal im Spätjahr die Rüben zum speisen für die Menschen rar, des Viehes nicht zu gedenken, welches man hauptsächlich dem Mangel

des Dungs zumessen muß, mit welchem die Rübenäcker wohl müssen bestellet werden.

Man säet in Schwaben die Rüben, obschon nicht so viel als der Wirthschaft dienlich seyn könnte: doch auf eine Weise, die verdienet besonders angemerkt und empfohlen zu werden. Mit dem Rübsaamen werden auch Erbis, Wicken und Haber ausgeworfen. Gehet dieß zusammen auf, so haben die Rüben vor den Erdflöhen Schirm, und wird niemand den Rübenacker für das, was er ist, erkennen wollen. Sind die Erbis, Wicken und Haber bis zur Blüthe erwachsen, so werden sie herausgerissen und dem Viehe gefüttert. Ist der ganze Acker so behandelt, so sieht man erst, zu was er bestimmet ist. Man erhält hiedurch viel und schöne Rüben, zwar eben nicht von jener Gröse, deren oben gedacht worden, welches man dem Dungmangel einigermasen zuzumessen hat: doch ist es ganz sicher und gewiß, daß diese Weise die Rüben zu pflanzen, sonderlich in Rücksicht auf die Futtervermehrung, die dadurch erhalten wird, sehr nützlich und erträglich sey.

In den Weinbergen pflegen auch einige Rübsaamen nach dem Hacken oder Fälgen auszustreuen; und da zeiget sich, daß auch hier die Rüben wie anderwärts gerathen würden, wenn ihnen der erforderliche Bau gegeben würde. Sie erlangen vollkom=

kommene und grose Rüben, und machen einen Staat daraus.

In dem Breisgau machen die Rüben wegen ihrem Ertrag in der Wirthschaft einen beträchtlichen Artikel aus. Durch die Rüben, welche man, um den andern zu einem bessern Wachsthum zu verhelfen, aus dem Acker nehmen, oder liechen (verziehen) muß, und durch die Blätter, die von den Rüben im Acker häufig gesammelt werden, kann das Vieh lange Zeit gut gefüttert, und auch zur künftigen Mastung vorbereitet und angetrieben werden. Sind dann die Rüben ausgewachsen, so gehet erst die rechte Mastung an, ohne daß Früchten darzu verbrauchet werden. Es gedeyet auch diese Mastung so trefflich, daß ich in einem Stall ein paar Ochsen gesehen, welche nacher Genf verkauft worden, die auf 1900 Pfund geschätzt wurden. In Schwaben, sonderlich in Zeiten, worinn die Früchten in hohem Werthe sind, kann es nicht anderst seyn, als, da das Mästen meistens durch die Früchten geschiehet, solches gar theuer müsse zu stehen kommen.

Was aber die Fütterung und Mästung des Viehes noch schätzbarer macht, ist die Menge und Güte des Dunges, so dabey gemacht wird.

Wäre es in Schwaben und solchen Orten, wo der Rübenbau in keiner oder weniger Uebung ist, nicht auch möglich, mit der Pflanzung der Rüben sich eine gleiche Hülfe zu verschaffen? Ich glaube, daß, wenn man sich der hier vorkommenden Mitteln zur Vermehrung des Futters bedienen würde, man in Bälde mehr Vieh, und durch dieses so viel Dung erhalten würde, wodurch man in den Stand kommen würde, mit genugsamen Dung sich erträgliche Rübäcker zu bereiten.

Die zweyte Gattung Rüben, welche hier in Vorschlag kommen, sind die Dick- oder Burgunder-Rüben, welche nicht nur anstatt des Mangolds in den Gärten gepflanzet, und sofort verbrauchet werden, sondern mit denen auch grose Felder und ganze Aecker angebauet werden. Die Blätter dieser Rüben, deren einige den Mangold- andere den rothen Rübenblättern ähnlich sind, wenn anders die Pflanzen nicht zu tief in dem Boden stecken, (denn vielen Boden um sich kann diese Art der Rüben nicht wohl leiden, sondern ihr Obertheil der Wurzeln oder die Krone soll frey von dem Boden stehen) wachsen ungleich schneller, als jene an dem Mangold zu wachsen pflegen. Man kann sie bereits alle 14 Tage, mithin den Sommer hindurch wenigstens sechsmal abblättern. Sie werden dem Rindviehe und den Schweinen zum Futter gegeben,

auch

auch können sie wie der Mangold zur Speise der Menschen gebrauchet werden: in dem Herbst aber bleibet in dem Boden für das Rindvieh und Schweine eine grose Rübe über, da man von dem Mangold ausser den Blättern weiters wenig benutzen kann.

Würde man nur statt des Mangolds solche Rüben pflanzen: welchen Vorrath an Blättern und Wurzeln, oder Rüben, zum Futter für den Sommer und Winter, würde man nicht erhalten?

X. Kapitel.

Wie durch die Pflanzung des spanisch- oder niederländischen Klees die Futtervermehrung zu erhalten sey.

Ich könnte über alles, was ich bisher vorgebracht habe, noch viele zur Futtervermehrung dienliche Mittel in Vorschlag bringen, deren Thunlichkeit und praktische Anwendung die bey uns gemachte und von mir gründlich eingesehene Proben erwiesen haben. Und was würden noch viele andere aus der Kunst und Natur gesuchte Mittel zur Vermehrung des Futters weiters nutzen, da ein einziges noch zu erklären übrig ist, welches, ob ich es schon zuletzt berühre, doch fast für das

beste und leichteste zu halten ist, die Pflanzung nämlich des spanisch- oder niederländischen Klees, den man insgemein bey uns den rothen (rothblühenden) dreyblätterichten Klee zu nennen pflegt.

Der Saamen dieses Klees wurde aus Spanien nacher Flandern gebracht, weswegen er auch der spanische Klee genennet wird. Die Wiedertäufer haben ihn nachmals in der Pfalz angebauet, und von daher ist er weiters am Rhein und in Schwaben ausgebreitet worden.

Er erfordert ein reiches, das ist ein wohl gedungtes und wohl gebautes Feld; doch so, daß man in diesem Feld, welches man zur Pflanzung der besten Frucht, als Waizen, Dinkel (Veesen) zubereitet, den Klee mit der Frucht pflanzen soll, wodurch man in dem ersten Jahr eine gedoppelte Ernde erhält. Man bauet, dunget und säet nämlich den Acker, wie solches ein Waizen- oder Dinkelacker erfordert, der Zeit und Weise nach, wie es in dem Lande nach allen Arten üblich ist: nur daß man einen solchen Acker, wenn er mit der Frucht angesäet ist, gleich nach dem Säen wohl ege, damit er schön eben da liege, und zum künftigen Abmähen vorbereitet werde. Im Frühjahr zeitlich, da noch die Winterfeuchte in dem Boden ist, und später nicht als zu Anfang des Mayen, säet man den

Kleesaamen unter die Fruchtpflanzen, und läßt ihn, ohne weiter etwas damit zu machen, also wachsen. Man kann auch diesen Klee in Aecker, welche man mit Sommerfrüchten ansäet, wenn diese Fingers hoch erwachsen sind, aussäen, oder auch sogleich nach dem Säen und Einegen der Sommerfrucht den Kleesaamen ausstreuen, und mit einer leichten mit Dornen umwundenen Ege behutsam und so in den Boden bringen, daß der Saamen nicht tief liege und erstické.

Auf einen Morgen werden 9 bis 10 Pfund verbrauchet. Man zahlte vor 10 Jahren, als ich diese Abhandlung verfaßte, und dieser Klee also hier zu Lande noch ganz unbekannt war, für das Pfund 20 und mehrere Kreuzer, dermalen aber, da der Saamen nun auch in unsern Gegenden gezogen wird, kann man das Pfund um 12 Kreuzer, und noch wohlfeiler haben. Der Klee ist der Frucht nicht im geringsten in ihrem Wachsthum hinderlich; und man erhält die Waizen- und Dinkelernde so reich und vollkommen, als wenn kein Klee wäre angepflanzet worden. Nach der abgeschnittenen Frucht wächset der Klee so stark, daß man das erste Jahr noch eine nützliche Futterernde haben kann; in dem zweyten und dritten Jahre kann man den Klee jährlich wenigstens dreymal abmähen, wo er jedes-

jedesmal mehr Futter geben wird, als sonst die beste Wiese hätte geben können.

Im dritten Jahre wird ein solcher Kleeacker, nachdem man den Klee ein= oder zweymal abgehauen, wieder umgebrochen, zwey= und wenn es möglich ist, dreymal gepflüget, und wieder mit Waizen oder Veesen, doch dermal ohne Klee, angesäet. Damit aber die nothwendige Futterpflanzung nicht ausgehe, da der erste Acker das erste Jahr den vollkommenen Klee trägt, darf man nur wieder einen andern mit Waizen oder Veesen angeblümten Acker in dem Frühjahr, wie den ersten mit Klee ansäen: durch dieses Mittel kann man Futter genug und im Ueberfluß erhalten. Die Versuche hievon, welche vor 10 Jahren zu machen allhier angefangen, zeigten genugsam, wie thunlich und nützlich die Anpflanzung dieses Klees der Wirthschaft sey, und hatten solche segenvolle Folgen bisher nach sich gezogen, daß manche Ortschaften um die Hälfte, auch zwey Drittel mehr Vieh halten, ihre in andern Zehenden aus Zwang des Futtermangels erkaufte und doppelt versteuerte, oder auch theuer gemiethete Wiesen gar wohl entbehren können, und dermalen so viel Saamen selbst sammeln, daß dessen Ueberfluß in die Fremde verkauft wird.

Wenn

Wenn man daher diese Erfahrungen in Pflanzung dieses Klees und dessen reichen Ertrag in eine reifere Betrachtung ziehet, weiß ich nicht, ob dieser Klee nicht mit den andern um den ersten Platz streite, vorzüglich auch darum, weil er sich in unsere Eintheilung der Felder in drey Fluren oder Zelgen schicket.

Möchten doch die Landwirthe, und sonderlich diejenigen, welche Mangel an Wieswachs und Futter haben, auch die, deren Wiesen zu trocken liegen, und zwar ein gutes, aber weniges Futter geben, sich die Anpflanzung dieses Klees geflissenst lassen angelegen seyn! wie viel mehrers Vieh, und das im besten Stande, würden sie halten, und welchen Vorrath des Düngers würden sie nicht sammeln können, ohne daß ihnen an den andern Feldfrüchten etwas anders als in drey Jahren eine einzige Gersten- oder Habererndte entgieng, welche aber theils durch so viel Futter, das eine solche Kunstwiese auch in dem Jahre, wo der Acker brach und also ohne Nutzen gelegen wäre, würde getragen haben: theils durch das besser gehaltene, auch mehrere Vieh, und den davon abfallenden Dung, da man in Stand gesetzt wird sein Vieh im Stall zu erhalten, und endlich reichere Erndten der andern Aecker, welchen man mit dem Dünger besser würde begegnen können, mehr als zweyfach ersetzet wird.

Hier

Hier muß angemerkt werden, daß es gar wohl geschehe, wenn dieser Klee vor dem Winter mit langem Mist überleget wird. Er wird nicht nur den Klee in einer erwünschten Vollkommenheit erhalten: sondern das Feld zur künftigen Fruchtsaat bestens vorbereiten. Ferner wird auch wohl geschehen, daß man eignen Saamen ziehe, solcher Saamen kostet fast gar nichts, man darf nur von einem Kleefeld ein Stück, und zwar vom ersten Wuchse desselbigen Jahres, stehen und reif werden lassen, so wird man gewiß und bessern Saamen bekommen, als vom zweyten Schuß, der insgemein in dem ungewissen Herbstwetter reif werden muß.

XI. Kapitel.

Schluß, welcher zeiget, wie leicht die Futtervermehrung thunlich sey.

Werden wir nun alles, was bisher zu Beantwortung der ersten Frage vorgekommen, zusammen fassen: so wird auch der Schluß ausgemacht und richtig seyn, daß man sich auf mehrerley ganz leichte Weisen Futter genug und im Ueberfluß verschaffen, und also die Cultur des Landes zuverlässigst und schleunigst verbessern könne. Der Beweis dieses Schlusses leget sich unwidersprechlich an

den

den Tag: denn wenn man in den Feldern eine Reduction vornimmt, schlechte und entfernte Aecker zu Kunstwiesen machet; dürre Wiesen, die zwar ein gutes aber wenig Futter geben, auch sonsten gute Grasgärten mit Klee anpflanzet; Wicken zum Grünfüttern oder zum Dörren pflanzet; das so nützliche Winterfutter mit dem kurzen und angebrühten, wo es noch nicht bekannt und in der Uebung ist, einführet; und endlich auf die Pflanzung der gemeinen, und dann der Dick= oder Burgunder=Rüben, auch vorzüglich des spanischen Klees nach den Fluren oder Zelgen einen wirksamen Bedacht nimmt, welches alles gar wohl geschehen kann: wie bald wird man Futter genug und im Ueberfluß erhalten? Es bleibet also nicht der mindeste Zweifel an der Thunlichkeit, Futter genug und im Ueberfluß, und durch dieses Dung genug, als das zuverlässigste Mittel, das Land auf das schleunigste zu verbessern, zu erlangen. Wenn der Herr und der Unterthan nur ernstlich will, so hat man Futter, und durch dieses Dung genug und im Ueberfluß.

Zwey=

Zweyter Theil.

Erörterung

der zweyten Frage und Beweis, daß es den andern Nahrungszweigen nicht nur nicht schädlich, sondern sehr vorträglich sey, so viel Futter zu pflanzen, als nöthig ist, Dung genug zu machen.

Aus Mangel des Düngers, der von dem Viehe gesammelt wird, wird ein Land bey weitem nicht benutzet, wie man es benutzen würde, wenn man Futter, Vieh, und von diesem Dung genug haben würde. Hier gilt das Sprüchwort: Man hauset wie man kann, nicht wie man gerne wollte.

Um also in den Stand zu kommen, daß man nach Einsicht und Verlangen wirthschaften könne, sollte man in den Fruchtfeldern, wie schon einigemal gemeldet worden, und nicht genug kann empfohlen werden, eine Reduction vornehmen, und hiedurch einen hinlänglichen Theil der Aecker zu Kunstwiesen,[a] machen. Dieser Vorschlag wenn nebst demselben noch die an die Hand gegebene Mit-

Mittel zur Futtervermehrung ergriffen würden, kann nicht anders als der Cultur des Landes, und der ganzen Landwirthschaft höchst nützlich seyn, erstlich in Betracht des Landes überhaupt, und dann zweytens der landeswirthschaftlichen Artikeln insbesondere.

Erster Abschnitt.

Die Futtervermehrung ist höchst nützlich in Betracht des Landes überhaupt.

Was Cato von einem Landwirthe insbesondere gefordert, das muß auch von einer wohlbestellten Wirthschaft eines ganzen Landes verstanden werden. Von jenem sagt er: Oportet agricolam non emacem, sed vendacem esse. Ein guter Landwirth muß mehr ein Verkäufer, als ein Käufer seyn, sein Geld nicht nur wohl bewahren, sondern auch durch den Verkauf fremdes Geld an sich zu bringen trachten. Auf eine gleiche Weise muß in einer wohlbestellten Wirthschaft eines ganzen Landes dieses zu einem Hauptgrund angenommen werden, daß alsdann die Wirthschaft die nützlichste Verfassung habe, wenn sich das Land alle Erfordernisse des Nahrungstandes nicht nur selbst verschaffet: sondern derselben noch einen reichen Vorrath und Vorschuß machet, der in die Fremde

kann

kann verkauft werden. Auf diese Weise bleibt das eigne Geld im Lande, und wird noch dazu fremdes Geld in das Land gezogen.

In Betrachtung dessen mag das Breisgau vor vielen andern den Vorzug haben. Seine Verfassung ist so bestellet, daß es gar wenig von der Fremde kaufen muß, aber derselben vieles verkaufen kann; welchem dann auch eigentlich muß zugeschrieben werden, daß es nach den verderblichen Kriegen, mit welchen es oft überzogen worden, sich allemal in Bälde wiederum erholet. Würde nicht der Luxus und Modesucht fremde Waaren fordern: so würde es bereits für sich alles haben, sein eigen Geld behalten, und noch aus andern Ländern durch den Verkauf seines Ueberflusses viel fremdes Geld lösen können.

Der Wein, und zwar der berühmte Markgräfler-Wein, die Früchten, das Vieh, vorzüglich aber das gemästete, die Schweinszucht, der Hanf, welcher unter Freyburg in größter Menge gebauet, und von dort viele Centner in die Schweitz Schwaben, Holland verkaufet, und sonst im Lande wohl verarbeitet wird, der Branntenwein, das zerschiedene Oel von Nüssen, Oelmagen oder Magsaamen, Lewat oder Rebs, auch an einigen Gegenden der Tabak, sind eigentlich jene erträgliche Produkte

und

und Nahrungszweige, welche gar viel Geld im Breisgau behalten und in dasselbe bringen.

Doch wird mir niemand in Abrede stellen, daß diesem so segenvollen Lande es annoch an dem Futter mangle, und dieser Mangel mache, daß das Land nicht zu jenem Ertrag gebracht werde, welcher wohl möglich wäre. Oder aber woher kommt es, daß man bereits in jedem Ort Aecker findet, welche nicht, wie sie sollten, können gedunget werden, von denen man mehr dann ein Drittel weniger an Kernen und Stroh erndet? Woher das Ungemach des angränzenden Schwarzwaldes, wo doch fast einzig die Viehzucht getrieben wird, daß Butter und Schmalz annoch so hoch zu stehen kommen, und manchmalen auch ums Geld nicht zu haben sind? Würde beydes dieses möglich seyn, wenn es nicht an dem Futter mangelte, wegen welchem man weniger Vieh, als zu Vermehrung der Besserung oder des Düngers nothwendig wäre, hält: oder wenn man es auch hält, nicht wohl erhalten und fett machen kann?

Würde man die so angerathene Reduction in den Feldern an solchen Orten zum Theil ergreiffen, theils auch die vorgeschlagene Mittel die Wiesen zu verbessern brauchen, und somit dürre und dem Ertrag nach geringe Wiesen zu Kunstwiesen

machen, die Grasgärten, welche insgemein, je näher sie an dem Hause liegen, um so unverantwortlicher dem Geflügel zur Waide überlassen werden, durch Anpflanzung des Klees in einen erträglichern Stand setzen ꝛc. wie bald würde man Futter genug und im Ueberfluß erhalten? Würde aber dieses nicht die so reiche Ernde noch reicher, die Weinberge noch einträglicher, den Handel mit Wein und Frucht noch ergiebiger machen, auch verursachen, daß man noch mehreres Vieh, und das wohl erhalten könnte, da ungleich mehr Dung gesammelt, und durch dieß mehrere Aecker, Länder, Wiesen, Grasfelder und Weinberge, und das auf die zuverlässigste Weise, könnten besorget und gebessert werden? Welchen reichen Nutzen würde nicht noch mehr Futter in Butter, Schmalz, Milch, Käse, Fleisch, Speck und Schmeer, Häuten und Fellen, vom Viehe bringen?

Wenn man demnach auch nur überhaupt über die Landwirthschaft Betrachtungen anstellt: so muß man überzeugt werden, daß die Vermehrung des Futters einem sonst einträglichen Lande, wie das Breisgau ist, höchst nützlich sey, das eigne Geld in dem Lande behalte, und noch vielmehr fremdes, als bisher geschehen, in das Land bringen würde.

Findet es aber sich also in dem Breisgau: was wird sich denn in unserm Schwaben zeigen? Eben das, wenn man die Sache nur überhaupt einsiehet, daß nämlich die Futtervermehrung in unserm Schwaben höchst nützlich sey. Das Futter zur Genüge und im Ueberfluß wird mehr Vieh, und das wohl oder in gutem Stand erhalten, wodurch nothwendig der so unentbehrliche Dung muß vermehret und verbessert werden. Mehr und besserer Dung muß auch mehr, oder doch ungleich bessere Fruchtfelder, fettere Waiden, und besseres Futter machen. Wo aber dieses ist, da wird man auch mehrere Früchten einernden, mehrere Schaafe wintern, mehrere und bessere Wollen erzielen, und also auch aus diesen dreyen Artikeln ein grösseres fremdes Geld lösen können.

Zweyter Abschnitt.

Allein damit man vollkommen überzeugt sey, daß die Futtervermehrung der Landswirthschaft überhaupt und insbesondere höchst nützlich sey, so wird mir erlaubt seyn, die mehrere Artikel der Landeswirthschaft nach denen Versuchen und Proben, wie sie hier zum theil und in der Nachbarschaft vor Augen liegen, mithin unwidersprechlich sind, und derselben jeden insbesondere, in eine reifere Untersu-

chung und umständliche Erwägung zu nehmen: wir werden finden, daß das Land nicht nur das, was es wirklich hat, noch reicher erlangen; sondern auch das, was es wirklich noch nicht hat, und folglich aus der Fremde bisher erkaufen müssen, durch die Futtervermehrung erhalten, mithin mehr Geld im Lande behalten, und aus der Fremde in das Land ziehen könne.

I. Kapitel.

Die Futtervermehrung ist höchst nützlich, in Betracht der Früchten, welche ausser Lands verkauft werden.

Ein Land, wie gesegnet es auch immer ist, wenn es nur sich selbsten überlassen wird, bevor, wenn es einige Artikel der Nothdurft von der Fremde an sich bringen muß, und in die Fremde von dem seinigen nichts verkaufen kann, muß, an Geld sehr entblöset, nach und nach den grösten Mangel leiden.

Für Schwaben ist es demnach ein groses Glück, daß die angränzende Lande in zerschiedenen Artikeln von beyden ihren Vorrath holen, und dafür ihr Geld liefern müssen. Von dem, was haupt-

säch-

sächlich Breisgau ausser Land absetze, haben wir oben das mehrere gemeldet. Wir müssen jetzt auch sehen, welche Vortheile hierinn Schwaben habe.

Ich finde in Schwaben drey Artikel, welche den Handel ausser Land ausmachen. Erstlich, die Früchten, vorzüglich aber das Korn, die Gerste, und dann in einigen Gegenden Erbis und Linsen, welche sich vor andern auszeichnen. Zweytens, die Schaafe. Drittens, die Wolle. Mit diesen drey Artikeln wird der Handel an den Bodensee, in die Schweitz, in das Elsaß, an den Rhein und so weiter, stark getrieben, und dadurch das fremde Geld in das Land gebracht.

Der gröste Handel aber haftet in den Früchten, und eben aus dieser Ursache entstehet die Frage: ob es nicht in Schwaben vordersamst der Pflanzung der Früchten, als unsers erträglichsten Zweiges des Nahrungsstandes, schädlich wäre, wenn man nach dem gemachten Antrag in den Fruchtfeldern eine Reduction vornehmen, ein Drittel oder Quart derselben zu Kunstwiesen verändern sollte? Würde nicht hiedurch die Quelle, fremdes Geld in das Land zu bringen, verstopfet, und der Einfluß des Gelds in unsere Lande gemindert werden? Daß dieses zu besorgen sey, werden gewiß einige sich beykommen lassen.

Allein eh ich diese Frage erörtere, muß ich einige Anmerkungen machen, von welchen nachmals die Antwort von selbst sich ergeben wird, und das Widerspiel um so heller vor die Augen legen soll. Und zwar erstlich muß wohl angemerkt werden, daß das Pflügen und das Düngen die zwey Hauptstücke seyen, worauf sich der Ertrag des Feldes gründet. Ein jeder Acker wird ungezweifelt mehrere und bessere Früchten bringen, wenn eines theils die Gründe des Wachsthums in vollkommenen Stand gesetzet, andern theils die Hindernisse desselben fleissig abgewendet werden, welches eigentlich durch das behörige Pflügen und Düngen geschiehet.

Durch das Pflügen, wenn dieses bald höher bald tiefer vorgenommen wird, wird auch die Erde von dem Unkraut, unnützen Wurzeln und schädlichen Saamen, so lauter Hindernisse des Wachsthums der Früchte sind, gereiniget, und in die erforderliche Lockerheit gebracht: der Dung aber von dem Viehe, welcher in einer klein zerschnittenen, und mit dem in den Thieren vorhandenen Speichel, Magen= Darm= und Gallensafte vermischten vegetabilischen Materie bestehet, und folglich sehr viele vegetabilische Fette in sich hat, selbige lang behält, und durch die Gährung zur Fäulung leicht gelanget, verschaffet der Erde das fette und übrige

We=

Wesen, durch welches die Erde verbessert wird, und machet durch seine gährende Kraft, daß das Erdreich locker, mürb, ausgedehnt, erwärmt, und zuletzt zu einer guten, feinen, schwarzen Erde werde.

Das Pflügen und Düngen muß durch das Vieh geschehen. Beydes wird sein Verhältniß nach der Viele und Güte, oder nach dem Mangel des Futters haben, daß also unumgänglich ein Land sich die erträglichste Ernde nicht versprechen kann, in welchem der Fruchtäcker zu viel, und der Futterfelder zu wenig sind, weil es an dem Pflügen und Düngen immer fehlen muß.

Zweytens muß angemerkt werden, daß wer den möglichsten Nutzen von einem Felde ziehen will, dasselbe, jedoch nach der Beschaffenheit der Erde und des Düngers, dungen muß: denn nicht jeder Dung enthält in gleicher Maase dieses fette und übrige fruchtbarmachende Wesen, wodurch die Erde muß gebessert werden; und nicht jeder Boden ist so beschaffen, daß er selbiges auf gleiche Weise, oder in gleicher Menge, entweder bedürfe, oder annehmen könne.

Den Dung belangend, lehret die Erfahrung, daß der Ochsen- und Kühemist für den kältesten, und wiederum, daß der Vogelmist etwas wärmer,

 als

als der Schaaf = und Schweinmist, und dieser noch wärmer als der Pferdemist geschätzt werde.

Was aber den Boden betrifft, so wissen wir und können es auch mit Fühlen und Sehen erfahren, daß dieser kalt und trocken, jener kalt und feucht: dieser warm und trocken, jener warm und feucht sey. Kalt und trocken sind meistentheils die gebürgichten Felder, wie auch die gries= sandig= und grobe Böden: kalt und feucht sind die leim= und lettichten Aecker, kalte Thäler, wie auch kalte Sümpfe, wo das Wasser stehen bleibt: warm und trocken aber sind, die einer verbrannten Asche gleich sehen, wie auch die Felder, welche kleinen Gries und Sand, oder viel Mergel haben. Endlich warm und feucht sind jene Felder, welche viel Sonne haben, wie die fette Wiesen an den Wassern, und diejenige Thalfelder, so von den Gebürgen nicht überschattet werden.

Dieses voraus gesetzt, läßt sich das Dungen auf die folgende allgemeine Regeln bringen. Erstlich, ist der Acker warm und trocken, so schadet sowohl die grose Menge des Düngers, als auch die hitzige Beschaffenheit desselben, weil die Gewächse dadurch verbrennt werden; folglich ist wenig Dung, und nur von der kalten Art, zu gebrauchen. Zweytens, ist der Boden kalt und feucht, so erfordert er

meh=

rehrern und hitzigern Dung, weil die Kälte desselben durch die von dem Dung hergebrachte Wärme muß ersetzt werden. Drittens, ist der Boden warm und trocken, so wird weniger Dung, und von kälterer Art erfordert. Viertens, ist der Boden warm und feucht, so bedarf er weniger und meistens verfaulten Dung. Was ich hier von der Beschaffenheit des Bodens und Dunges angebracht habe, ist aus des P. Zallingers Abhandlung genommen.

Wer demnach auf die Beschaffenheit des Bodens und Dunges keine erforderliche Achtung machet, wird gar leicht seinen Dung verliehren, oder, welches gleichviel ist, seinen Acker aus Mangel und Schwäche des Dunges wenig oder gar nicht bessern, oder durch des Düngers Menge und Hitze denselben gar verderben. Im ersten Fall würde es allzeit besser seyn, wenn man nur halb so viel Felder, oder davon jenen Strich düngen würde, zu welchem man hinlänglich versehen ist. Dieses würde das gedüngte Feld in eine genugsame Gährung und Fette setzen, und die Ernde von dem halben Feld würde reicher seyn an Korn und Stroh, als man sonsten von dem ganzen aber nicht behörig gedungten Feld hätte hoffen können. Den zweyten Fall, daß dem Felde des Düngers zuviel gegeben und es damit verderbt werde, haben wir so leicht nicht zu besorgen.

Drittens muß angemerkt werden, daß ein Morgen wohl gebauet und gedungtes Feld ungleich mehr an Stroh und Früchten lohne, als sonsten zwey Morgen, denen es an dem Bau, oder auch nur an dem Dünger fehlet. Ein wohlgebauter und wohlgedungter Morgen Kornfeld liefert im Mittelschlag 100 auch 120 = 130 Garben, wovon 100 Büscheln Stroh, 11 bis 12 Malter Korn können gemacht werden: hingegen muß es glücklich gehen, wenn ein schlecht gebauet und gedungter Morgen 50 oder 60 Garben, und folglich nur die Hälfte Stroh und Frucht abwirft, und oft noch weniger, selten mehr: mithin darf man frey behaupten, daß ein wohlgebauter und recht gedungter Morgen Ackers an Stroh und Frucht so viel trage, als sonst zwey, welche schlecht gebauet und gedunget worden, würden ertragen haben.

Die ganze Sache noch heller vorzulegen, setzen wir, der Peter habe 4 Morgen schlechte Aecker, welche er nicht erforderlich dungen könnte. Er nimmt von diesen einen Morgen, und pflanzet ihn mit Kunstgras an. Von einem Morgen Klee kann er wohl zwey Stück Rindvieh halten: zwey Stück Rindvieh werden ihm das erste Jahr, wo der Klee in seiner Benutzung ist, mehr als nur für einen Morgen Dung abwerfen; wird er mit diesem das erste Jahr nur einen Acker oder Morgen dungen

von

von den übrigen drey Morgen, so wird er das erste Jahr von diesem mehr Frucht einernden, als er vorher von zweyen aber ungedungten würde erhalten haben, und es würde auch das andere Jahr eine reichere Sommerernde seyn. Wird er das zweyte Jahr den andern Morgen, und das dritte den dritten Morgen dungen, und in dem vierten Jahr wieder mit dem Dungen bey dem ersten den Anfang machen: so werden ihm zwey Morgen an Stroh und Früchten, die jährlich wechselsweise geschnitten werden, mehr lohnen, als ihm vorher alle vier Morgen würden gelohnet haben.

Auf die Frage dann: ob es nicht in unserm Schwaben vordersamst der Pflanzung der Früchte, als unsers erträglichsten Zweiges des Nahrungsstandes, schädlich wäre, wenn man in den Fruchtfeldern eine Reduction vornehmen, ein Drittel oder Quart derselben in Kunstwiesen verändern sollte? muß sich die Antwort, zufolge der voraus gemachten richtigen, und von allen Erfahrungen bestätigten Anmerkungen, gar leicht entwickeln, und gar nicht können widersprochen werden, daß die angewiesene Reduction der Felder, und Veränderung in Kunstwiesen, zu Vermehrung der Früchte höchst nützlich sey: denn wenn aller Ertrag der Felder sich auf das Pflügen und Düngen gründet, so beydes mehr Vieh und Futter fordert; wenn man

man den möglichsten Nutzen von dem Acker nebst dem Pflügen auch noch mit hinlänglichem Dung erzwingen muß; wenn ein Quart, wohl gedungt, so viel lohnet, als sonsten das halbe würde gelohnet haben, dem aber der Dung gemangelt: so muß die Folge unwidersprechlich seyn, daß es ungleich nützlicher sey, wenn ich ein Quart Kunstwiesen mache, damit ich alle Jahre ein Quart vollkommen bauen und dungen könne. Zwey Quart werden mir alle Jahre eine reichere Ernde an Sommer- und Winterfrüchten machen, als ich sonst von dem Ganzen hätte hoffen können.

Wenn aber dem also, wenn der Nutzen der angerathenen Reduction in den schlechten dem Staat und dem Eigenthümer so nachtheiligen, Feldern von solcher Wichtigkeit ist: sollte es nicht nur jedem Eigenthümer, sondern auch jedes Orts Obrigkeit und Zehendherrn bestens angelegen seyn, eine solche Abänderung der schlechten Aecker in Kunstwiesen vorzunehmen und zu befördern? Wie bald würde man in einen sonst mangelvollen Ort einen grosen Reichthum bringen?

Zu einem überzeugenden Beyspiel können die uns benachbarte Flecken Remmingsheim, Bondorf, und Seebronn dienen. Diese sind es, welche ihren Graswuchs durch Anpflanzung der Kunstwiesen

wenig-

wenigstens um ein Quart vermehret, und Felder, die zu vorigen undenklichen Zeiten allzeit öd und wüst gelegen, in Kunstwiesen abgeändert haben, wie viel mehrers und besser bestelltes Vieh halten sie nicht? Wie viel mehr Morgen Fruchtfelder düngen sie nicht jährlich? und welche ungleich reichere Ernden aller Früchte sammeln sie nicht? Auch die entferneste und vorher als nichts geachtete Felder, müssen den Nutzen ihrer Futtervermehrung und des Dunges fühlen. Sie werden dermalen wie die nähere und besser geachtete Aecker behörig gebauet und gedunget, und werfen daher wie jene, die reicheste Ernden ab. In Bondorf ist die Sache so hoch gediehen, daß die dortige herrschaftliche Zehendscheuer, welche in vorigen Zeiten, ehe man das Kleepflanzen angefangen, Raum zum ganzen Zehenden übrig hatte, nicht mehr die Zehendfrüchten zu behalten vermögend war, und daher noch zu dieser eine andere mußte erbauet werden. Und einen ungleich reichern Ertrag des Zehenden als vormals sammelt nunmehr die Collegiatkirche in Ehingen in den übrigen Orten, seit dieser ehemals wegen dem Futtermangel äusserst beklemmte Flecken durch die Futtervermehrung sich den Weg zu der schleunigsten und zuverlässigsten Verbesserung der Felder und dem Reichthum eröffnet hat.

II. Ka-

II. Kapitel.

Anzeige einiger Fehler in der Landwirthschaft.

Aus dem, was in dem Vorhergehenden abgehandelt worden, haben wir ersehen, daß das zuverlässigste Mittel, sein Feld auf das schleunigste zu dem möglichsten Ertrage zu bringen, das Wohlbauen und Rechtdüngen sey. Dieses voraus gesetzt, so muß alles wider die Landwirthschaft gefehlet seyn, was dem Wohlbauen und Rechtdüngen einige Hinderniß macht, worunter hauptsächlich zu zählen ist: Erstlich, wenn ausser dem Ort das Futter; zweytens, das Stroh verkauft wird; und drittens, wenn angehende Landwirthe fast einzig und allein ein groses Ackerfeld an sich zu ziehen besorgt sind.

Es verdienen diese drey Fehler allerdings, da wir von der Landesverbesserung handeln, in eine ganz besondere Erwägung gezogen zu werden.

Was den Verkauf der Landesprodukte, vordersamst des Futters, des Strohes, auch des Holzes betrifft, so sind die Commercien-Verfassungen in unsern Landen himmelweit unterschieden. Man findet Orte, wo ohne ganz besondere herrschaftliche Erlaubniß, welche auch nicht so leichter Dingen ertheilet

theilet wird, nicht gestattet wird einiges Futter, Stroh oder Holz, ausser Land zu verkaufen: ja an einigen Orten darf sogar das Stroh aus dem Ort, in dessen Zehenden es der Zehendherr gesammelt hat, in einen andern Zehenden nicht ausgeführt werden.

Die Gründe dieser Verfassung haben in dem, was im Vorhergehenden abgehandelt worden, ihre vollkommene Rechtfertigung und Richtigkeit. Es bedenken solche Herrschaften, daß es ihnen und den Unterthanen gar viel daran gelegen sey, daß das Land auf die zuverlässigste Weise zu allem nur möglichen Ertrag befördert werde. Sie sehen gar wohl ein, daß dieses weder werde noch könne gehoffet werden, wenn das Futter und das Stroh dem eignen Lande entzogen, und in ein fremdes Land verkaufet und verführet wird. Damit demnach aller mögliche Ertrag in ihrem Lande befördert werde, muß der Verkauf und die Ausführ des Futters und Strohes in ein fremdes Land ohnnachsichtlich verboten werden.

Man findet aber auch Herrschaften, in welchen der Verkauf des Futters und Strohes in die Fremde ganz frey gestattet wird. Die Ursache dessen ist nicht eine Nachlässigkeit der Obrigkeit, so ihr könnte zur Last geleget werden, sondern gründet sich, wie ich berichtet worden, auf diesen Satz,

daß

daß ein solcher freyer Kauf und Verkauf einen Artikel des Commercii mache, und fremdes Geld in das Land verschaffe: der Zufluß aber fremden Geldes in ein Land, auch demselben müsse nützlich seyn.

Es ist wahr, das Kaufen und Verkaufen macht den Handel und das Commercium aus: aber nicht alles Kaufen und Verkaufen mag für den Staat überhaupt, und den Bürger insbesondere, ein guter Handel seyn.

Noch vor nicht vielen Jahren hatten die Italiäner gleich nach der Ernde ihre Früchten an die Engländer verkaufet. Das war in der That ein groser Handel, welcher das fremde Geld dem Tausend nach in das Land gebracht hat: aber es war auch ein höchstverderblicher Handel, bey welchem die Verkäufer ungeachtet ihrer reichsten Ernden bald vor Hunger hätten sterben müssen. Bey dem angebrochenen Frühjahr war zwar das fremde Geld, aber kein Vorrath von Früchten, in dem Lande: wollten die guten Leute mit ihrem fremden Geld nicht vor Hunger sterben, so mußten sie ihre eigne Früchten um noch so groses Geld von ihren Käufern, oder sonst an sich bringen.

Alles ausser Land verkaufen wollen, was fremdes Geld in das Land bringen kann, nur damit ein Handel oder Commercium entstehe, gehet nicht

so

so schlechterdings an: ohne besondere Vorsicht kann es gar bald dem Staat und Bürger einen grosen Schaden bringen. Die Klugheit will, daß man jene Landesprodukte, welche in dem Lande mit grosem Nutzen können verbrauchet werden, um eines Commerzes oder Handels willen, um fremdes Geld an sich zu bringen, niemal ausser Land verkaufen soll. Und eben die Klugheit, welche für das Wohl des Staats wachen soll, ist es auch, welche nicht leicht zugeben kann, daß Futter und Stroh so leichterdingen einen Artikel des Handels machen sollen: weil dieses nicht wohl ohne grosen Schaden des Herrn und des Unterthanen geschehen kann.

Eine Wahrheit ist dieses, von welcher niemand stärker als geübte Landwirthe überzeuget sind. Wenn diese des Futters und Strohes eine Menge haben, werden sie doch nichts davon ihrem Feld entziehen, sondern eher mehr Vieh einstellen, nur damit Futter und Stroh zum Nutzen ihrer eignen Felder verbrauchet werde. Da mir 1768. kurz vor der Ernde das Stroh ausgieng, und ich nirgends eines käuflich haben konnte, hat mir ein Bürger damit ausgeholfen, doch so, daß ich ihm für gewisse Stück Stroh auch eine gewisse Ladung des Düngers versprechen mußte. Kurz, so weit ist es längstens schon gekommen, daß man einen Land-

wirth, der Futter und Stroh von seinem Gut verkauft, für einen Uebelhauser hält.

Wenn nun nützlich und wirthschaftlich denkende Bauren für ihre Felder eine solche Vorsicht haben: soll es für ein Land von seiner Herrschaft vorsichtig gewirthschaftet seyn, wenn sie den Verkauf des Futters und Strohes ausser Land frey gestattet, und auf eine solche Weise dem eignen Lande den Unterhalt für das nothwendige Vieh, und davon abfallenden Dung vermindert?

Ich habe in dem Breisgau mehrmal wahrgenommen, daß die reicheste und beste Wirthschafter die Zehenden der Früchte in den Bestand genommen, und sich schon glücklich genug geschätzet haben, wenn sie für ihren Lohn wegen Sammeln, Einführen, Dreschen rc. des Zehenden das Stroh erhielten; dieses, zum Futter und Dung verbraucht, mußte ihnen den Gewinn ihres Bestandes auf ihren eignen Aeckern bringen. Wie soll dann das dem Staat und Bürger nützlich seyn, wenn man den Aeckern des eignen Landes das Stroh, und dem Viehe, davon man mehrers halten könnte und sollte, das Futter entziehen, und um ein weniges fremdes Geld verhülflich seyn würde, daß der Ertrag seines eignen Landes geschmälert, fremder Länder aber erhöhet würde.

Wie groß der Nachtheil und Schaden sey, welchen ein solcher Verkauf des Futters und Strohes den eignen Aeckern und überhaupt der Wirthschaft bringe, läßt sich gar leicht ermessen, wenn wir nur betrachten, wie viel des Gelds, welches durch den Verkauf des Futters und des Strohes in unser Land aus der Fremde fliesset, und wir ungleich mehr fremdes Geld, wenn wir weder Futter noch Stroh in die Fremde liessen, zu uns würde geflossen seyn. Setzen wir, daß ausser Land tausend Stück Stroh verkaufet werden: so wird alles seyn, daß man für solche 100 fl. lösen wird. Mit tausend Stück Stroh hätte man sich für zehen Morgen Ackers Dünger machen können; und da diese wohl gebauet und gedunget, um die Hälfte mehr Früchte tragen, so würde man wenigstens 50 Malter Veesen mehr haben schneiden und nachmals ausser Land verkaufen können; man würde über 500 Büscheln Stroh in dem ersten Jahre mehr erhalten haben; und wie weit erträglicher würde für das zweyte Jahr die Sommerernde nicht geworden seyn? Wer siehet nicht hieraus, zu welch grosem Schaden des Staats und des Bürgers der Futter- und Strohverkauf ganz frey gestattet werde? Denn wie von dem Stroh, also läßt sich auch von dem Futter ein gleicher Schluß abfassen, von welchem unten ein mehreres vorkommen soll.

Man weiß wohl, daß auch Orte gefunden werden, wo das Verhältniß der Wiesen gegen die Aecker, Länder und Weinberge ungleich grösser ist. Diesen mag das Futterverkaufen ausser Orts wohl gestattet werden, weil man in solchem Fall das Futter als eine Sache betrachten muß, die der Ort wohl entübrigen kann.

Wider eine kluge Landkultur läuft auch das, was insgemein bey den Ehe-Aussteurungen und angehenden jungen Landwirthen gesehen wird. Sind die Aeltern vermöglich, deren Kinder sich heurathen sollen: so gehet der erste Bedacht dahin, daß die jungen Eheleute in jeder Zelg oder Esch so viel Aecker haben, daß sie für ein Jahr überflüssig schneiden können, da inzwischen auf hinlängliche Wiesen, die so viel Futter geben könnten als erfordert würde, das zur Sammlung des nothwendigen Dunges hinreichende Vieh zu halten, man wenig oder gar nicht denket. Wenn das junge Paar etwa ein oder zwey Viertel Wiesen hat, wovon es eine Kuh, die durch den Sommer unter dem Hirten läuft, und den Dung vertragen muß, über den Winter halten kann: so glaubet man schon, daß alles zum besten bestellet sey.

Andere, welche durch die Heurath ein Stück Geld zusammen bringen, legen solches alsogleich

um

um Aecker aus, der gänzlichen Meynung, daß nach der Gröse des Ackerfeldes, welches sie bey der künftigen Ernde werden schneiden können, auch ihr Reichthum wachsen werde, da inzwischen sie auf den Dung gar nicht denken, oder doch des Futters so wenig machen, daß sie von dem Viehe, so sie halten können, kaum so viel Dung sich sammeln, mit welchem sie ein Quart ihrer Aecker behöriger masen dungen können.

Noch andere findet man, welche, wenn ihre Kinder in dem Heranwachsen, doch aber noch nicht so erwachsen sind, daß sie das nothwendige Gras für das Vieh heimtragen können, ihre Wirthschaft durch Abschaffung der Magd und des Viehes verbessern und erleichtern wollen. Sie behalten ihnen alle ihre Aecker vor, leihen die Wiesen aus, oder verkaufen das Futter und Stroh, gedenken dabey in etlich Jahren, wenn die Kinder herangewachsen sind, wieder Vieh zu halten.

Alle diese werden durch das Vorurtheil geleitet, daß in jeder Zelg viel Aecker haben, Geld und Reichthum bringe. Allein wenn wir die ganze Sache nach den richtigen Gründen der Landwirthschaft, welche in dem Vorhergehenden abgehandelt worden, prüfen werden: so werden wir auch finden, wie sehr alle diese in dem Irrthum zu ihrem Schaden lauffen. Denn erstlich machen nicht viel

Morgen, die man schneiden kann, eine reiche Ernde aus: sondern viele Garben, die geschnitten werden. Wer demnach eine reiche Ernde haben will, muß dahin seine Sorge wenden, daß er durch das Wohlbauen und Wohldungen sich vieler Garben versichern könne. Setzen wir, daß die Ernde eines solchen jungen Landwirths in dem ersten Jahre die reichste sey: werden nicht dessen Aecker nach und nach unumgänglich in den Abgang kommen müssen, weil ihnen wegen des Futter- und Viehmangels der nothwendige Dung nicht kann gegeben werden?

So kann man auch zweytens mit keinem zureichenden Grunde sich die Hoffnung machen, daß solche mit Aeckern zuviel, und mit Wiesen-Futter und Vieh entweder gar nicht, oder zu wenig versehene Landwirthe den Dung, den sie selbst nicht machen, durch das Kaufen ihren Aeckern verschaffen werden. Ein altes Sprüchwort sagt: Wenn man kaufen muß, so kommt es schon auf das Mangeln an. Man kauft insgemein so wenig als man kann, und schmeichelt sich, daß das Wenige werde erklecklich seyn. Man kaufet, welches eben so schädlich ist, langen Dung: andern kann man nicht leicht haben, wo man mit wenigerm einen grosen Strich des Ackers überlegen kann. Weil aber durch wenigern und schlechten Dung der

Acker nicht in die nothwendige Gährung gebracht werden kann, auch vielmal im Verding schlecht und zu einer Unzeit gebauet wird: so muß folgen, daß das Geld und die Arbeit verlohren, und die Ernde immer ärmer werde; und was noch mehr ist, bey immer schlechterer, und durch überhandnehmendes Unkraut verwildeter Erden, brauchen sie mehr Geld zum Bauen, mehr Saamen zum Anblümen, müssen jährlich mehr versteuern, und nach des Ackers Beschaffenheit vergülten, als wenn sie nur halb so viel Ackerfeld wohl gebauet und gedunget hätten, welches halb so viel ihnen bey Ersparung all des obigen eine eben so grose Ernde an Früchten und Stroh würde geliefert haben.

Eben dergleichen Schaden müssen auch diejenige lauffen, welche wegen den Unkosten, die ihnen eine Magd in Kost und Lohn machen würde, das Vieh, das Futter, und das Stroh verkaufen. Setzen wir, daß sie das erste Jahr mit genugsamen Dung für ihre Aecker versehen wären: würden sie nicht den Dung für das andere Jahr auf ihre Korn- oder Waizenfelder rc. mangeln, und also diesen Mangel in den folgenden Winter- und Sommer-Ernden in gar viel wenigern Garben büssen müssen?

Wer demnach eine Wirthschaft anfangen und wohl bestellen will, der folge dem Rath des grosen Virgils, welcher sagt:

Laudato ingentia rura: exiguum colito.

Er nehme nicht mehrere Aecker vor sich, als viel er wohl bauen und wohl dungen kann. Sind es auch nur wenige, so wird das Wohlbauen und Wohldungen einen gedoppelten Nutzen bringen.

Man sorge zuerst für das Futter, um Viehe genug zu halten, von welchem man den erforderlichen Dung für seine Felder sammeln könne, und lasse die Grundlehre der Landkultur niemal aus dem Sinn: Wer seine Felder recht benutzen will, der muß dahin nach aller Möglichkeit sorgen, daß sie mit genugsamen Dung, als der Seele des Erdreichs, versehen werden.

Möchte doch diese Grundlehre der besten Landkultur von dem Herrn und dem Unterthanen recht erkannt und eingesehen werden, wie bald würde der Verkauf des Futters und Strohes verbannet seyn, und kein Theil sich durch den Glanz des fremden Geldes blenden lassen!

III. Kapitel.

Wichtigkeit der Futtervermehrung in Ansehung des Weinbaues.

1) Wie nützlich der Rebenbau sey.

In der Landwirthschaft macht der Weinwachs einen der wichtigsten Artikeln aus. Sein Nutzen

zen ist groß, wenn man nur die rechte Mittel ergreiffet, solchen zu erhalten, worzu die Futtervermehrung einen vorzüglichen Beytrag giebt. Wir wollen dann erstlich den Nutzen des Weinwachses, zweytens, wie solcher am zuverlässigsten zu erhalten; und dann drittens, wie vorzüglich die Futtervermehrung zu diesem Endzweck dienlich sey, betrachten.

Den Nutzen des Rebgewächses betreffend, kann zwar nicht geläugnet werden, daß der Weinwachs vielmal fehle, wie er dann von 1760. alle ungrade Jahre, als 1761. 63. 65. 67. 69. gefehlet hat: daher die Weinberge solche Besitzer haben wollen, welche Mittel genug haben, daß sie ihnen borgen können. Wenn man einem Rebstück zuwarten kann, so wird man finden, daß es alles mit einem grosen Nutzen wieder erstatte. Es hatte einer meiner Freunde sieben Viertel Weinberge, die schlecht gebauet und gedunget, von Stöcken entblöset, bereits im letzten Verderben waren: daher er, um seinem Rebgewächse wiederum in einen guten Stand zu helfen, gleich anfangs mit Vergruben und Düngen, so nach der nachmals hier zu Lande von Herrn Gaupp durch den Druck mit vielem Nutzen bekannt gemachten Art geschehen, grose Unkosten haben mußte. Einige Jahre lohnte ihm der Ertrag die Kosten nicht, nach und nach wurde

er reicher, und nach einem von zehen Jahren gemachten Ueberschlag zeigte sich, daß diese sieben Viertel Reben ihm jährlich über alle Unkosten 140 fl. ertragen haben. Ein anderer hatte einen Rebgarten fünf Viertel groß, nebst anliegenden Baum- und Küchengarten, alles in gutem Stande, um 1300 fl. an sich erkauft. Er versicherte mich, daß der Ertrag dieser fünf Viertel Rebgewächse über Abzug der Unkosten immer 100 fl. ausgemacht habe.

Der Verkauf der Weine aus dem Breisgau ꝛc. weil dieselben auf den Schwarzwald, auf die Alb und Heuberg, in Schwaben, bis nacher Ulm und Augspurg, ja bis München in Bayern verkaufet werden, machen einen grosen Handel aus, welcher viel tausend Gulden fremdes Geld ins Breisgau bringt. Unsere Weine in dem österreichischen Schwaben (doch müssen einige Gegenden ausgenommen werden, die einen recht guten Wein bringen) sind zwar so beschaffen, daß man denken sollte, auf unser Land sey jenes geredet: Est ubi nativum vitis lacrymatur acetum, schwach und sauer, nicht als wenn sie aus sich wegen der Lage des Landes ꝛc. nicht besser seyn könnten, sondern weil sie widrig behandelt werden. Wer demnach seinem Maul etwas bessers hier zu Lande geben will, der sucht sich eben einen Wein aus, der ausser Land gewachsen. Doch gelten auch die Weine

des

des hiesigen Landes ihr Geld. Es ist nichts seltsames, daß aus einem halben Morgen für 60 fl. auch mehr Wein gleich in dem Herbst verkaufet worden.

Vor sechzig und noch mehrern Jahren wurde hier zu Lande der Rebbau sehr stark getrieben: seitdem aber sind nur in dem Zehenden, wo ich dieses schreibe, etlich hundert Morgen, und nach diesem Beyspiel hin und wieder in der Nachbarschaft gar viele, ausgehauen worden. Eine Sache, welche nur den Zehendherren einen unersetzlichen Schaden bringet. Die vortreffliche, grose, auch vielfältig von schönstem Quader gewölbte Keller, welche fast unter allen Häusern gefunden werden, beweisen genug, daß man auch hier vor Zeiten alte Weine müsse gezogen, und durchaus mit den hiesigen Weinen einen einträglichen Handel in die Fremde getrieben haben. Jetzt aber sind es nicht so viel Ohmen, die eine Aufmerksamkeit verdienen, welche durch den Handel in die Fremde gehen.

Aecker zum Ueberfluß aller Gattungen der Früchte zu pflanzen, haben wir der Menge, daß also keine andringende Noth gefordert hätte, so viel Rebhalden eingehen zu lassen, wodurch die Bürger und Unterthanen sich selbst um ein groses Capital gebracht, da der Werth solcher Rebstücke durch

das Ausreuten um vieles vermindert worden. Der Ertrag an Früchten in solchen ausgehauenen Weinbergen mag mit dem, welchen wohlbestellte Reben geben, in keinen Vergleich gezogen werden; und pflanzet man Klee daran, so lohnet solcher einige Jahre trefflich, läßt sodann nach, kommt endlich gar in Abgang, wodurch der Innhaber in solche Verlegenheit gesetzt wird, daß er sein Feld endlich fast um nichts verkaufet. Woraus noch weiters folget, daß aus unserm schwäbischen Oesterreich mehrere 100 fl. um Wein in die Fremde geliefert werden. Würde man nicht dieses Geld in dem Lande behalten, wenn man nach dem Beyspiel unserer Vorfahren einen grösern Bedacht auf die Cultur des Weins nehmen würde? Wie ungleich gröser würde der Nutzen für die Landesherrschaft und Zehendherren, für den Handel und den Bürger seyn, wenn an jenen Gegenden, welche zum Rebgewächse die erwünschte Lage haben, und von unsern Voráltern darzu bestimmet waren, nachmals aber die Reben ausgehauen worden, ein neuer Rebbau, aber von guten, für unsern Himmelsstrich passenden Rebarten, deren Zeitigung man sich versprechen könnte, angeleget, und zu solchem der Unterthan auch mit Freyheiten aufgemuntert, und allenfalls auch angehalten würde?

Allein

Allein man wendet ein: daß so geringe Weine des Feldes, des Düngers und der Arbeit, nicht werth seyen; mit welchem Grunde, wird sich gar bald zeigen. Wenn man nur betrachtet, daß, wenn der Ohmen Wein, das sind 22 Maas, vier Gulden gilt, das Feld, der Dung und die Arbeit wohl bezahlet werden. Nun aber hat der Ohmen seit vielen Jahren 5. 6 und noch mehrere Gulden gegolten, folglich hat man ihn auch alle Jahre mit Nutzen pflanzen können. Gewiß, unsere Weingärtner finden sich ganz wohl dabey. Viele unter ihnen sind, welche aus dem Geld, so sie jährlich aus dem Weine lösen, sich auch jährlich frische Grundstücke kaufen.

Nebst dem, obschon die Weine dem Maul nicht so schmackhaft sind, und ihr Feuer den Menschen lange bey dem Verstand erhält: so sind sie doch vor andern der Gesundheit dienlich, passieren bald, und machen Lust zum Essen. Man findet nicht leicht in einem andern Weinlande so viel alte Leute, und dieses noch bey gutem Ansehen und Kräften, als in dem österreichischen Schwaben gefunden werden. Ein Beyspiel dessen ist uns Jakob Real, ein Bedienter bey der von Ulmischen Herrschaft dahier: er stammte von einem Afrikaner her, und sein Vater hatte an dem Anspachischen Hofe als Mohr gedienet. Er war einer der stärksten

Trin=

Trinker, und hatte wegen einem von seiner Herrschaft auf ihn angestellten Gewette so viel Wein getrunken, als viel man Wasser brauchte, den Herrschaftlichen Zug, das ist sieben Pferde, zu tränken: er war darneben eines sehr hitzigen und zornigen Temperaments, daß er über einer geringen Sache wie unsinnig wurde: Zween Umstände, die nach der Lehre der Aerzte den Tod befördern! Und dennoch hat er sein Leben bis auf das 113te Jahr also hinaus gebracht, daß er bereits bis in seine letzten Tage in die Kirche gehen, ja ausser der Stadt Viertelstunden weit spazieren konnte, welches bey andern feurigen und nicht so bald passierenden Weinen nicht leicht dörfte zu hoffen seyn: in der That eine Eigenschaft des östreich-schwäbischen Weines, welche auch sein sauerlechtes Wesen schätzbar macht.

Doch aber kann auch dieses saure Wesen unsers Weins verbessert, und sein Feuer vermehrt werden, zu welchem wir die zuverlässigste Weise sogleich erklären werden.

2) Auf welche Weise der Nutzen des Weingewächses zuverlässigst zu erhalten, auch die Eigenschaft und Kraft unserer Weine zu verbessern sind.

Den so belobten Nutzen von dem Rebgewächse zu erhalten, und die Weise an die Hand zu ge-

geben, wie die Eigenschaft und Kraft des Weins zu verbessern sey, muß wohl nachgesehen werden, wo dann eigentlich die Fehler haften. Ich glaube, solche ziemlicher masen beobachtet zu haben.

Man siehet im Pflanzen der Reben mehr auf die Menge des Weins, als auf dessen Güte, pflanzet daher solche Stöcke, so saftreiche und grose Trauben tragen, als Elben, Putzscheeren, oder Elender, welche in dem Würtemberger Land zu pflanzen verboten sind, weil sie zwar sich so voll anhängen, daß ein Stock gar bald ein auch zwey Kübel anfüllet, so aber nur wenig, und das nur wässerichten Saft giebt, und daher nicht verdienen gebauet zu werden. Man bekümmert sich wenig oder gar nicht um die Eigenschaft und Kraft der Trauben, und dieses ist der erste Fehler. Man hält die Reben allzudick in einander, deswegen machet die Sonne wenig Wirkung auf sie, sie trocknen auch fast niemal aus, besonders wenn die Witterung naß ist, und dieß ist der zweyte Fehler. Man hält uralte Stöcke immer fort, so daß das Rebgewächse in hundert Jahren, und noch länger nicht geritten oder verjüngert wird, und dieß ist der dritte Fehler. Man gräbt und säubert die Stöcke nicht, wie sie sollten gegraben und gesäubert werden, und dieß ist der vierte Fehler. Man dunget die Reben nicht, wie es geschehen sollte, und

pflan-

pflanzet solche Nebensachen zu den Reben, mit denen sie nicht fortkommen oder bestehen können, und dieß ist der fünfte Fehler. Man behandelt endlich in dem Herbst den Most auf eine solche Weise, daß er, wenn er auch Geist und Kräften hat, solche verliehren muß, und dieß ist der sechste Fehler. Dieß sind nun die Hauptfehler, welche ich hin und wieder beobachtet habe, und welche wir insbesondere untersuchen, auch wie einem jeden auf die zuverläßigste Weise abzuhelfen, aus den Grundsätzen der Landkultur, auch aus anderwärtiger und hiesiger Erfahrung ziehen wollen.

Wer nur auf die Menge des Weins, und gar nicht auf die Eigenschaft und Kraft desselben, seine Absicht machet, der pflanzet entweder lauter Elbene, oder unter diesen noch andere grose Trauben und Beer-machende Stöcke, welche aber selten zu einer vollkommenen Reifung kommen. Die elbene Trauben, wie auch die Heinschen, so noch im Breisgau an einigen Orten zu finden, geben zwar viel, aber einen sauren Wein, und wenn sie zu dick in einem fetten Lande gehalten werden, werfen sie ein groses Laub und Holz, hindern hiemit die Sonne, daß sie nicht gehörig wirken kann, und je näher ihre Trauben der Erde sind, einen desto üblern und grasartigen Geruch und Geschmack nehmen sie an sich. Die Farbe verräth dieses, weil selbige insgemein

gemein ein Aussehen haben, als wenn die Schnecken ihren Schleim darauf verschmieret hätten.

An dem Rhein hat man schon vor mehrern Jahren statt der elbenen Reben, andere von einer bessern Gattung zu pflanzen angefangen, benanntlich Mostreben, welche man in Schwaben Gutedel nennet, und von diesen weiß und rothe, auch sonsten zerschiedene Clävner, desgleichen ganz schwarze, nach hiesiger Redensart, deren Laub rundlicht und fast nicht gespalten ist (denn es wird an rothen oder schwarzen Stöcken ein gar zu sehr gespaltenes Laub als ein Anzeigen einer nicht gar fruchtbaren Art angegeben. Und man soll diese Mischung der elbenen Stöcke mit obgemeldten bessern Sorten, so viel es thunlich, suchen, weil, wenn auch schon in einem Rebstück elbene Stöcke sind, wenn sie nur von der Menge besserer Stöcke übertroffen werden, die Eigenschaft und Kraft des Weins ungleich besser seyn wird.

Noch vor dem spanischen Successionskrieg hatte man dahier nicht blos auf die Menge des Weins den Bedacht genommen, sondern es waren ganze Rebstücker mit lauter Gutedel, Clävner, Rothen, und diese stark mit Muskateller untermischet besetzet, so daß, wenn in der Stadt Wein ausgerufen wurde, man noch die Worte Gutedel, Ro-

thei., Muskateller beyzusetzen pflegte, und das waren dem österreichischen Schwaben segenreiche Zeiten: denn man hatte die hiesigen Weine von einer bessern Eigenschaft und Kraft, und das in solcher Menge, daß mit denselben unsere und anderer Herrschaften Flecken beschlagen wurden. Und weil man endlich in und ausser der Stadt nur die hieländischen Weine zu trinken und zu schenken pflegte, und weder den Bürger und Handwerksmann, noch minder den Bauren, wie zu diesen Zeiten, nach einem Wein lüsterte, der ausser dem Lande gewachsen: so blieben viele hundert Gulden in dem Lande, welche dermalen aus dem Lande gehen. Nachdem aber 1720. dahier der Wetterschlag die Reben verderbet, 1721. dieselbe verfroren, 1722. zwar ein guter, aber sehr wenig Wein gewachsen; 1723. selbige wieder verfroren, 1724. abermal wenig, 1725. gar schlechter Wein, den man deswegen den Pourlegeger hieß, gewachsen: so ist man in diesem Jahre auf das Aushauen der Weinberge verfallen, und hat bereits bis jetzt damit fortgefahren.

Um also einen Wein von einer bessern Kraft und Eigenschaft zu erhalten, und den Weinbau aus seinem Zerfall in eine bessere Aufnahme zu bringen, wäre anzurathen, daß die Weingärtner Reben von bessern Sorten, die nicht so spät, und also bey uns selten reif werden, anzupflanzen sich

bestreben sollten. Zweytens, daß, da doch hin und wieder in den Rebstücken Gutedel, Clävner, auch von noch andern aber bessern Sorten einige Stöcke anzutreffen sind, man diese durch das Vergruben und Versenken, und zwar nach der von Hrn. Hauptmann Gaupp im Druck herausgegebenen, im Markgrafenland, Elsaß und Breisgau gewöhnlichen Weise, welches am allerbesten vor dem Winter geschiehet, und die sicherste Weise ist die Weinberge mit gesunden Stöcken bald zu besetzen, zu vermehren sich bestrebe. Leget man in die Gruben nachdem die versenkte Reben einige Finger hoch mit Boden bedecket sind, kurzen wohl verwesenen oder verfaulten Dung, so wird man Wachsthum und Fruchtbarkeit zum Wunder sehen. Es sammeln einige das Jahr hindurch die Beiner, welche von täglichem Essen abgetragen werden, und thun einige davon bey Abgang des Mistes in die Gruben der versenkten Rebstöcke, welches auf mehrere Jahre sehr gute Wirkung machet. Drittens, den Reifen in dem Maymonat, und also dem Verfrieren der Reben vorzukommen, wollte ich, aus eigner Erfahrung überzeugt, angerathen haben, daß man veranstalten möchte, daß, wenn ein Reif zu befürchten ist, frühe Morgens, ehe er zu fallen beginnet, die Weingärtner, oder wer es auch immer wäre, hin und wieder um die Rebstücke Feuer anmachen, das angemachte in etwas mit Rasen, oder anderm nassen und dar-

um Rauch machendem Zeug belegen, und Sorge tragen würden, daß der Rauch dicht über die Weinstöcke aufflöge, welches am besten geschehen wird, wenn man die Feurer nach dem Winde richten wird. Man würde mit grosem Nutzen sehen, wie der Rauch die Frost, ehe sie die Stöcke durchdrungen, abwende, und eben dieser Rauch den Stöcken eine Erquickung werde. Wenn nur eine arme Scheuer vom Feuer ergriffen wird, die kaum 50 fl. werth ist, so stürmt man, und alles lauft zu löschen: wie vielmehr sollte man die angerathene Vorsicht brauchen, da es um mehrere 100 fl. zu thun ist. Viertens endlich, würde es der Landesherrschaft in Zehenden, Zoll und Umgeld den grösten Nutzen bringen, wenn man denen, welche ganz neue Weinberge anlegen würden, wenigstens auf zehen Jahre eine vollkommene Freyheit von allen Abgaben zugestehen, auch noch über das demjenigen, welcher sich in Anpflanzung eines neuen Weinbergs in Betrachtung der Menge und der Güte hervorgethan, ein Prämium zuerkennen würde.

Der andere Fehler ist, wenn die Rebstöcke allzudicht an einander gepflanzet werden. Man siehet vielfältig, besonders wo Köpfe und mehrere Schenkel gezogen werden, welches in ganz Elsaß, Markgrafenland, Breisgau, eine unbekannte Sache ist, insgemein die Reben so dicht an- und in einander

ander gezogen, daß ein Haas Mühe haben würde durchzukommen; annebst sind die Bögen meistens so tief an die Erde herabgezogen, daß die Trauben vielmal gleichsam die Erde berühren, durch den Regen mit Erde bespritzet und besudelt werden. Wo die Rebstöcke also stehen, ist die Sonne nicht im Stande durchzudringen, Regen, Thau und Luft wird gehemmet; und wenn nach dem gemeinen Sprüchwort: einer Rebe und einer Gaiß wird niemal zu heiß, die Reben die Hitze wohl ertragen können, so werden auf diese Weise die Reben vor der Hitze also bewahret, daß der Boden selten trokken wird. Wie kann denn von solchen Reben ein anderer, als ein saurer und abgeschmackter Wein erhalten werden? Virgil gestattet, daß die Rebstöcke auf der Ebne dichter an einander stehen können; doch will er, daß sie in einer Ordnung und gleicher Weite stehen sollen. Seine Worte sind: Omnia sint paribus numeris dimensa viarum &c. Man findet aber vielfältig in den Weinbergen die Rebstöcke ohne alle Ordnung und gebührende Entfernung. Eine Rebe soll wenigstens von der andern eine starke Ehle stehen, wenn sie ihre Nahrung von der Erde und zu ihrem Wachsthum den erforderten Raum haben soll.

Non animum modo pascat prospectus inanem;
Sed quia non aliter vires dabit omnibus æquas
Terra, neque in vacuum poterunt se extendere rami.

Also der Ordnung nach, daß man von allen Seiten Linienweise durchsehen kann, siehet man die Rebstöcke in Würtemberg, im Elsaß, an dem Bodensee, und in dem Breisgau vielfältig gepflanzet.

Der dritte Fehler ist, daß man nicht nur meistens Rebstöcke von gar schlechten Sorten pflanzet: sondern noch über das die lange vor Manns-Gedenken gepflanzte immer stehen läßt und zu bauen fortfährt, unerachtet man sehen kann, daß solche Stöcke entkräftet sind. Man siehet täglich, daß alle Pflanzen und Gewächse, ja die grösten und stärksten Bäume durch das Alter und die Zeit geschwächet werden: und dennoch hält man in den Weinbergen Stöcke von hundert und mehrern Jahren, und will sich bereden, daß diese so veraltete und kraftlose Stöcke, an denen man beym Ausgraben ausser den Wasserwurzeln fast keine andere findet, die härteste Winter ausstehen, und gleich den jungen fortkommen und fruchten werden.

In andern Weinländern pflegt man 30 oder 40 Jahr alt gewordene Weinberge ganz auszurotten, und hernach wieder aufs neue mit Jungen anzulegen. Solche Neubrüche, wenn die Stöcke einmal in dem Boden erstarket sind, lohnen ungemein, und fahren viele Jahre also zu lohnen fort, ersetzen auch auf solche Weise reichlich, was man in den ersten Jahren hat mangeln müssen.

Andere, um ihre Reben zu verjüngen, bedienen sich des Vergrubens und Einsenkens, welches, wenn anderst die zu vergrubende Stöcke von guten Gattungen sind, und schön zeitiges Holz haben, die zuverlässigste und geschwindeste Weise ist, das Rebgewächse zu erneuern.

Wer sich dieser Weise bedienen will, der muß schon in dem Verbrechen dahin antragen, daß er mehrere Ruthen stehen lasse, welche nachmals können vergrubet werden. Er muß ferner auf die vergrubten die ersten zwey Jahre keine Bögen, sondern pur Zapfen schneiden, damit die jungen Stöcke in dem Boden Wurzeln fassen und sich verstärken können. Im Gruben oder Versenken thut man wohl, wenn man zuweilen zwey Ruthen, doch nicht gar satt an einander grubet, und also auf einen Platz, oder auf einer Stelle gleichsam zwey besondere Stöcke pflanzet, deren einen man das an-

dere Jahr weiters vergruben kann. Wie bald wird man nicht auf diese Weise die alten Rebstöcke erneuern können?

Und dieses dörfte auch die bequemste Weise seyn, nicht nur die alten Rebstücker wieder mit jungen Reben zu besetzen, sondern auch vor Zeiten ausgehauene wieder frisch anzulegen, wenn anderst die ausgehauene Plätze auf ein oder beyden Seiten an besetzten Rebstücken liegen. Man dörfte nur die äussersten Stöcke, denen man in dem Verbrechen genugsames Holz oder Ruthen zu dem Ende stehen lassen, herüber in die abgehauene Plätze vergruben, die gemachte Gruben wohl bedungen, die vergrubten von Jahr zu Jahr weiter ziehen und vergruben, doch so, daß immer an dem Platz der Reben, so vergrubet wird, eine Ruthe stehen bleibt: so würde man nach und nach mit den jungen Reben weiter kommen, von diesen gleich seinen Nutzen haben, und das noch nicht mit jungen Stöcken besetzte Feld mit etwas anders, so mit der Haue und Karst muß gebauet werden, anpflanzen, und durch dieses den Boden zu dem weitern Rebbau vorbereiten können. Ich habe durch dieses Mittel, da ich an einer Seite Rebstöcke, die an Rahmen oder Kammerzen gezogen waren, nachdem ich zuvor den Weingärtner gelehret, wie er zu meiner Absicht die Reben verbrechen soll, in einem

Früh-

Frühjahr einen Strich Garten, wenigstens 16 Schuh breit, und etlich hundert lang, in lauter junge Reben verwandelt, und zugleich zwey Alleen gezogen, welche trefflich fortgekommen und wohl gefruchtet haben.

Der Rebstock muß auch in seiner gewissen Tiefe gehacket, oder gegraben, und gesäubert werden. Beydes geschiehet vielfältig nicht, und das ist der vierte Fehler. Das Hacken ist den Rebstöcken höchst nothwendig, erstlich wegen den Wasserwurzeln, welche oben stehen, und von welchen der Stock muß gesäubert werden. Bey dem Hacken muß der Karst und die Hape, oder das Rebmesser, immer wechselsweise beschäfftiget seyn. Mit dem Karst muß man den Boden 7 oder 8 Zoll tief umgraben, stürzen, und die obere Thauerde hinunter arbeiten: je tiefer die Weinberge gehacket werden, um so besser ist es. Nur muß man Sorge tragen, daß die am dritten Knoten sich verbreitende Seitenwurzeln unbewegt und unverletzt bleiben: daher diese Arbeit, wenn sie recht geschehen soll, starke Männer fordert. Wo man den obern Boden mit dem Karst ein paar Zoll tief nur krazet, wie man es an einigen Orten machet, und sich in dem Hacken der Weinberge verhält wie die Gärtnerjungen, wenn sie die Wege putzen, und folglich nicht einmal zu den Wasserwurzeln kommt,

vielweniger von denselben die Stöcke säubert: so kann unmöglich etwas gutes gehoffet werden. Kurz: bey einem guten Hacken muß nebst dem tief in die Erde gehenden Karst auch das Rebmesser oder Hape beschäfftiget seyn, welches von solcher Wichtigkeit ist, daß die geschworne Feldsteußler die im Hacken oder Putzen saumselige Weingärtner billig zur Strafe ziehen. Es ist zweytens das Hacken dem Rebbau auch wegen dem Unkraut nothwendig, deswegen es auch schädlich ist, wenn man bey nassem Wetter hacket: denn nebst dem, daß, wenn man bey nassem Wetter hacket, das Reblaub welk gemacht wird, und die Rebstöcke zu kränkeln anfangen, welches sie durch das Gelbwerden genug veroffenbaren; so wird das Unkraut dadurch nicht vertilget, sondern meistens nur befördert. Man wählet sich demnach zu dem Hacken schöne Täge aus, läßt sich keine Mühe reuen, das ausgehackte Gras aufzuklauben und wegzuschaffen, oder so bey Seite zu legen, daß es bald verwelke und ersterbe. Ich wiederhole, was ich schon gesagt, weil es von solcher Wichtigkeit ist, daß es nicht genug kann gesagt und empfohlen werden: Wer seinen Weinberg in einem guten Stande haben will, der muß ihn wohl hacken, und währendem Hacken auch von dem Gras und Unkraut zu säubern trachten, und es sich nicht reuen lassen, wenn das Gras wieder überhand nehmen wollte, selbigen wieder frisch, doch nicht mehr

so tief zu hacken. Das, was ich hier vortrage, geht zwar vornemlich auf das erste eigentlich sogenannte Hacken im Anfang des Frühlings, begreift aber auch die übrige Bearbeitung des Bodens, die man anderwärts das Fälgen der Weinberge nennt.

Der fünfte Fehler in dem Rebbau ist weiter, daß die Weinberge und Rebstücke nicht, wie es seyn sollte, gedunget werden, auch man zwischen den Rebstöcken noch solche Nebensachen pflanzet, mit welchen ein guter Rebbau nicht bestehen kann.

Zu ordentlicher Pflegung der Rebstöcke gehört der Dung, welcher aus Pferd- Rind- und Schweinmist, so untereinander wohl in die Fäulung gebracht, einen fast in alle Böden dienlichen Dung ausmachet, gesammelt wird, sodann auch aus Schaaf- Hühner- und Taubenmist bestehet. Der Mist von Menschen und der Schlamm von Teichen, wenn beyde nicht zuvor durch langes Liegen und Faulen in gute Erde verwandelt sind, pflegen dem Wein einen widrigen Geruch zu geben, und, in die Erde gemischt, durch ihre Schärfe den Stöcken an Stangen und Wurzeln zu schaden. Virgil, und alle, welche von der Wartung der Weinberge geschrieben (einen und den andern unserer Zeiten ausgenommen, wovon die Berner-

Samm-

Sammlungen nachzusehen, welche den Reben keinen, oder wenigen Dung gestatten wollen) haben bey dem Rebbau des Düngers Nothwendigkeit wohl anerkannt. Virgil an dem oben angezogenen Orte will, man soll den Reben erstlich einen fetten Dung, und dann zweytens viel gute Erde geben, wenn er wohl soll gebauet und gehalten seyn. Seine Worte sind:

Sparge fimo pingui, & multa, memor occule terra.

Es soll dann erstlich der Dung fett seyn, das ist, er soll von guten Bestandtheilchen, und dann lange gelegen und wohl gefaulet seyn. In rechten Weinländern führet man den Sommer durch den Dung von dem Viehe für die Weinberge in eine Grube oder auf einen Hauffen zusammen, läßt solchen bis kurz vor dem Hacken des nächsten Frühjahrs untereinander verfaulen, in dem Weinberge ausstreuen und hinunter hacken. Andere machen ein gleiches, doch daß sie nicht lauter Dung von dem Viehe, sondern zuerst eine Lege Dung, dann eine Lege Boden oder Rasen, dann wieder Dung, und wieder Boden oder Rasen auf einander gähren und verfaulen lassen; solchen Dung streuen sie sodann in behöriger Menge in dem Weinberge herum entweder vor dem ersten oder zweyten Hacken, und bringen ihn, wenn es anders seyn kann, (sie vermeynen, die beste Zeit hierzu sey die Zeit

des Neumonds, in welcher aller Dung leichter verfaule, und folglich wirken möge) durch das Hacken unter die Erde. Durch den fetten und genugsamen Dung wird die Erde aufgelöset, erwärmt, locker gemacht, und in gutem Stande erhalten. Die Pflanzen also empfangen ein neues Leben. Werden die Reben nur Einmal so gedunget, so können sie 4 auch 5 Jahre wieder warten.

Wider diesen Grund fehlet man: 1) wenn man die Rebstücke gar nicht dunget, welches insgemein der Armuth des Innhabers, der die Mittel nicht hat den nothwendigen Dung zu kaufen, und dem Mangel an eignem Dung, dem zu steuern unsere Absicht ist, muß zugemessen werden. Wahr ist es, daß der Wein, welcher in ungedungten und steinigten Weinbergen wächset, ungleich feuriger wird. Allein in solchem Fall macht man insgemein gar wenig. Ein gar zu weniger Ertrag würde aber bald dem Landmanne zu dem Rebbau allen Lust benehmen: daher, wenn er einen bessern Nutzen haben will, so muß er sorgen, daß sein Weinberg in rechter Zeit und Menge gedunget werde. 2) Fehlet man, wenn man seinem Weinberg zwar einen fetten, aber nicht genugsamen Dünger giebt. Besser wird es seyn, man dunge seinen Weinberg nur stückweis, aber gut, mit einer erforderlichen Menge des Düngers, als daß man ihm nur den hal-

halben Dünger gebe. Der halbe Dünger kann in dem ganzen Felde die Erde nicht in die erforderliche Gährung, Wärme und Lockerheit bringen, daher ist er vielmal so viel als verlohren. Drittens endlich, wird hauptsächlich wider diesen Grund gefehlet, daß man mit langem insgemein noch ganz frischem Dung der in keine Fäulung gekommen, die Weinberge noch vor dem Winter decket. Das Decken, und somit den Stock wider die Kälte bewahren, gehet mit: aber daß dieß Decken und der Mist, der auf solche Weise in Weinberge kommet, eine Düngung derselben sey, kann nicht wohl seyn. Des P. Zallingers Satz von dem Dung hat seine vollkommene Richtigkeit, daß die Fäulung wesentlich die Güte der Düngungs-Materie bestimme und ausmache. Nun hat ein solcher frischer Dünger, wenn er auch den Winter durch die Rebstöcke decket, von der Fäulung wenig oder gar nichts: so kann er dann auch als Dung an den Reben wenig oder gar keine Wirkung machen. Aber nein! Ich irre mich, er machet eine grose Wirkung, jene nämlich, welche man an den Fruchtfeldern wahrnimmt, die mit langem Dung sind gebessert worden, daß er eine Menge Gras und Unkraut bringet. Und dieses ist es, so einige Leute von schwacher Einsicht blendet und glauben macht, daß ein Weinberg, wenn er viel Gras und Unkraut bringt, sich in einem guten und fetten Stande befinde.

finde. Es haben die Alten die Sache bestens eingesehen, und daher ihren Weinbergen nebst dem alljährlichen Decken mit langem Dung und Rasen in gewissen Jahren einen fetten Dung in einer zureichenden Menge gegeben, und das vor dem Fälgen, welchen sie nachmals durch das Fälgen unter die Erde gebracht.

Vielleicht stellet man sich vor, daß die Rasen, welche von den Allmenden, und vielfältig in den Waldungen gehauen werden, und welche man mit dem langen Dünger zu dem Decken brauchet, die Stelle eines Düngers ersetzen. Allein auch die Rasen müssen ihre Güte und Kraft, wenn sie eine Düngungs-Materie abgeben sollen, wesentlich von der Fäule haben. Man dunget auch in andern Ländern die Weinberge mit Rasen, besonders wo die Wiesen können gewässert werden, und man durch das Graben der Wasserleitungen einen Vorrath der Rasen erhält. Allein diese werden zuerst (geschiehet es untermischet mit Dung, so ist es noch besser) auf Hauffen geschlagen, auf welchen sie so lange verbleiben, bis sie durch die Fäulung aufgelöset worden, wo sodann sie erst vor dem Fälgen in die Weinberge gestreuet und untergemachet werden.

Das letzte endlich, worinn in dieser Gegend nur gar zu sehr gefehlet wird, ist, daß man in dem

Herbst

Herbst den Most so behandelt, daß er, wenn er auch Kräften hat, selbige verliehren muß. Nur sagen, wie einige Orte damit verfahren, wird schon überzeugend seyn, wie groß der Fehler sey. Man tritt die Trauben, wie es an gar vielen Orten üblich, läßt aber das Getrettene in Geschirren großen Gölten oder Zübern (Kufen) unter dem freyen Himmel stehen, bis jene, welche über den Zehenden bestellt sind, zu jedem insbesondere kommen und schätzen, wie viel Ohmen. Viertel und Maas ungefähr das Geschirr halten möchte, und nach diesen ungefähr an das Geschirr schreiben, wie viel davon an Vorlaß und Kelterwein Zehenden muß gegeben werden. Ehe diese Schatzung geschiehet, kann der Most 8. 12. 14 Tage, auch noch länger unter allem auch vielmal starkem Regenwetter unbedecket stehen bleiben. Wer siehet nicht, daß dieß den künftigen Wein schwächen und entkräften müsse? Den Vorlauf, welcher nach so langem Stehen aus den Geschirren in dem Feld nach dem Schätzen abgezäpfet wird, verkaufen einige auf der Stelle: andere legen ihn selbst zum Verkauf in ihren Keller; und weil der Saft von Elbentrauben eine Fette besonders hat, so geschiehet, daß solche Weine gegen den Sommer insgemein schwer und zäh werden. Abermal ein übler Umstand, wodurch der Wein muß entkräftet werden! Was nach dem Ablassen noch in den Geschirren von Krappen

oder

oder Kämmen, Beeren und Kernlein übrig bleibt, das bleibt vielmal, ehe es kann auf die Presse kommen, noch länger stehen: kommt es nachmals unter die Presse, so fließt ein solcher Saft heraus, den man vielmal eine Drachengalle nennen sollte, welches harte Getränk entweder arme Taglöhner und Arbeitsleute trinken müssen, oder von andern mit Aepfel- oder Birenmost so grob vermischet wird, daß meistens beyde nicht zu geniessen sind.

Wenn demnach veranstaltet würde, daß der Traubenmost in dem Herbst nicht so lang auf eine so verderbliche Weise dem Regen, Thau und Luft dürfte ausgesetzt seyn, sondern so viel möglich, gleich nach dem Lesen auf die Kelter zum Pressen, und von da in den Keller könnte geführet werden; wenn man überdieß nach dem Verhältniß des Vorlauffes sodann etwas Kelterwein, welcher auch ungleich gelinder und besser seyn würde, wenn er nicht mehr so lang allem Ungemach ausgesetzt seyn dürfte, dem Vorlauf zusetzen würde: so würde man ganz sicher einen in seiner Eigenschaft und Kraft ungleich bessern, stärkern und haltbarern Wein erhalten. Die Probe davon hab ich 1766. mit 60 Ohmen gemacht, so mir trefflich angeschlagen hat.

3) Wie vorzüglich zu der Verbesserung des Rebbaues die Futtervermehrung sey.

Die bisher vorgeschlagene Mittel, die Vielheit der Weine zu erzielen, und derselben Eigenschaft und Kraft in unsern Landen zu verbessern, haben freylich ihre Richtigkeit. Es ist nur gar zu klar, und kann mit keiner Vernunft widersprochen werden, daß Trauben von bessern Sorten, und daß reif gewordene Trauben, welche an Stöcken gewachsen, wo einer von dem andern in einer genugsamen Entfernung stund, auf welche, nachdem sie tief gehacket und von den Wasserwurzeln, Gras und Unkraut gesäubert worden, die Sonne, Thau und Regen bestens wirken können, daß, sage ich, solche Trauben an der Eigenschaft und Kraft einen weit bessern Wein geben, auch man diesen in einer grösern Menge erhalten würde, wenn die uralten Stöcke entweder ausgereutet, und derselben Platz mit jungen und guten angepflanzet; oder so die alte genugsames Holz hätten, und von guten Sorten wären, durch das Vergruben oder Versenken verjüngert würden, daß man durch solche Mittel bessern und mehrern Wein erhalten würde, ist gar kein Zweifel. Nur finden sich noch zwo Schwierigkeiten, welche nicht so leicht ohne die Futtervermehrung werden zu heben seyn.

Die erste ist von Seiten der Weingärtner, welche die Weinberge nicht anderst als nach ihrer angewohnten Weise zu behandeln wissen, auf ihre Vorurtheile versessen, und davon nicht leicht werden abzubringen seyn. Die zweyte ist von Seiten des Dungs, daß man nämlich, wie der oben gemachte dritte Einwurf meldete, dem wir noch die Antwort schuldig sind, für so viel Aecker, Länder, Gärten, Wiesen und Rebgewächse nicht Dung genug würde auftreiben können: folglich entweder der Frucht- oder der Weinbau leiden müssen. Auf diesen so scheinbaren Einwurf ist die Antwort kurz: Wenn eine gnädige Landesherrschaft so geneigt seyn würde, die erste Schwierigkeit zu heben: so würde die andere durch die Futtervermehrung auch gar leicht gehoben seyn.

Damit die Handwerker in ihre Vollkommenheit gebracht und darinn erhalten werden, ist es einer hohen Landesherrschaft nicht genug, daß selbige bey guten Meistern erlernt werden: nach vollbrachter Lehre muß der Freygesprochene auch wandern.

Man würde weit fehlen, wenn man glauben sollte, daß zu der Landkultur und besonders zu Pflanzung des Weingewächses nicht eben so viel Kenntniß, Kunst, Wissenschaft und Handgriffe,

als zu einem Handwerk erfordert werden: und es wird der Schaden, welchen die mindere Wissenschaft eines Handwerks bringen kann, vielmal so beträchtlich und groß nicht seyn, als jener ist, den der Mangel der nothwendigen Wissenschaft in der Landkultur bringen muß. Diesem nun auf die sicherste Weise vorzubeugen, würde es höchst nützlich seyn, wenn auch die junge Weingärtner auf einige Jahre die Fremde zu versuchen, um zu sehen und zu lernen, wie anderwärts die Landkultur, und vorzüglich der Rebbau, getrieben wird, angehalten würden. Würde nicht die Fremde diese sonst ihrem Eigensinn und unartigem Wesen überlassene Leute ganz anderst bilden, nnd dem Staat erfahrnere und gesittetere Bürger geben?

Die andere Schwierigkeit, den Mangel des Dungs betreffend, wird auch die in der Antwort auf die erste Frage erklärte Futtervermehrung gar bald heben. Der Mangel des Dungs machet, daß ungleich weniger Wein bey gleich groser Arbeit erhalten wird. Ohne Dung, und vielen Dung, der gut durch die Fäulung geworden, doch so, daß jedes Rebstück nur alle vier oder fünf Jahre gedunget werde, kann man sich auf keinen zulänglichen Ertrag des Weingewächses, als wie des Ackers, ja von diesem noch ehender, eine Rechnung machen.

Die-

Diesem Mangel nun abzuhelfen, ist kein anders und sicheres Mittel, als die Vermehrung des Futters durch Ergreiffung der oben nach der Länge vorgeschlagenen Mitteln. Diese sind es allein, welche uns am allerbesten in den Stand setzen werden so viel Viehe wohl zu halten, und von diesem so viel Dung zu sammeln, als wir zu genugsamer Verbesserung unsrer Aecker, Länder, Gärten und Weinberge werden nöthig haben.

Ein einziges Beyspiel soll uns die Wahrheit dieses Satzes sonnenklar vor die Augen legen. Wir setzen, man habe an Fruchtfeldern 600 Morgen, an Wiesen 50 Morgen und an Weinbergen 200 Morgen. Von 50 Morgen ordinär= oder gemeinen Wiesen darf man Futter rechnen für 50 Stück Rindvieh, und von diesen den Dünger für 50 Morgen Feldes. Wer siehet nicht, daß dieses Verhältniß der Wiesen gegen die Fruchtfelder und Weinberge allzugering sey, und den letztern zu einem grosen Nachtheil gereichen müsse? Damit demnach ein Drittel Fruchtfelder, und ein Quart Weinberge alljährlich zu dem Ende, damit von beyden der mögliche Ertrag erhalten werde, gedunget werden, bleibt kein anders Mittel übrig, als die Vermehrung des Futters, und zwar, daß eben diese Futtervermehrung als der Hauptgrund der vollkommnern Verbesserung der Landkultur nach dem obigen

 Vor=

Vorschlage vestgesetzet werde. Man nehme von 600 Morgen Fruchtfelder den vierten Theil, 150 Morgen, welche die schlechteste und entfernteste aus allen sind; man mache Kunstwiesen daraus: so wird der Flecken in allem 200 Morgen Wieswachs haben, deren 150 Morgen Kunstwiesen das beste und so viel Futter geben werden, als viel man von 300 Morgen gemeiner Wiesen hätte hoffen können.

Welches Glück ist dieses nicht dem bisher armen Flecken: von 150 Morgen Kunstwiesen so viel Futter machen, als man von 300 Morgen gemeiner Wiesen einheimsen kann; und um wie viel wird nicht der innerliche Werth solcher schlechten Felder in Bälde steigen? Wenn nun der gemeldte Flecken mit diesem Futter, wir wollen wenig setzen, nur 250 Stück Vieh, durch den Sommer und Winter erhalten wird, so wird er für alle seine Felder Dünger genug und im Ueberfluß erhalten. Ein Stück Vieh, welches das Jahr hindurch in dem Stall verbleibet, wird jährlich leicht für einen Morgen Feld den behörigen Dung abwerfen. Wird man dann nicht sich von 250 Stück Vieh für 250 Morgen Feld den erforderlichen Dünger versprechen können?

Nun dann so bekommt auf diese Weise der Flecken jährlich für 250 Morgen Feld Dünger genug;

nung: wie viel Morgen Feld bleiben ihm aber nach der vorgenommenen Reduction und Veränderung der 150 Morgen schlechter Aecker in Kunstwiesen noch jährlich zu dungen übrig? An den Fruchtfeldern von 450 Morgen würde der Flecken jährlich 150 Morgen, welche nach Vergleichung der drey Fluren oder Zelgen zur Wintersaat bestimmt sind, zu dungen haben; an Weinbergen, weil diese nur alle vier Jahre müssen, aber wohl gedunget werden, von 200 Morgen wären alle Jahr 50 Morgen zu dungen übrig: in allem also müßten jährlich an Aeckern und Weinbergen nur 200 Morgen gedunget werden. Da aber der Ertrag des Dungs sich auf 250 Morgen Feldes erstrecket, so giebt sich, daß noch für 50 Morgen Dünger übrig wäre. In welch grosen Ertrag könnten nicht die übrige Felder, als Gärten, Länder, Wiesen, mit diesem übrigen Dünger gesetzet werden?

Was wir aber hier wiederholen müssen, ist, daß der vormals sehr beklemmte Flecken bey wenigern Fruchtfeldern, mithin mit weniger Arbeit und wenigerm Saamen ꝛc. doch fast noch so viel Frucht und Stroh einernden werde, als ihm das ganze Feld in dem vorigen Bau und Stand würde getragen haben, wovon das mehrere in dem obigen zweyten Abschnitt nachgesehen werden mag. Und dieses hoffe ich werde überzeugend seyn und hell darlegen,

legen, daß vorzüglich auch zur Verbesserung des Weinbaues die Futtervermehrung dienlich sey.

V. Kapitel.

Welchen Nutzen die Futtervermehrung durch die Viehzucht und Mastung bringe.

1) Wichtigkeit der Viehzucht überhaupt.

Der Zucht und Mastung des Viehes muß man den wichtigsten Beytrag zum Reichthum der Stadt- und Landkultur verdanken. Je nach dem Verhältniß der Viehzucht und Mastung ist die Landkultur in allen ihren Produkten reicher, und in der Stadtkultur wird durch die Wohlfeile der Lebensmitteln, welche eine wohlbestellte Viehzucht und Mastung macht, der Handel, die Nahrung, und alles Gewerbe leichter.

Wo die Viehzucht und Mastung wohl bestellet ist, da fehlt es der Erde nicht an viel und gutem Dünger, als dem zuverlässigsten Mittel die Landkultur auf das schleunigste zu verbessern, und kann durch Bau und Dungen das elendeste Erdreich in das beste verwandelt werden. Welch ungleich reichere Ernden werden nicht die schlechteste Aecker, wenn sie wohl gebauet und gedunget werden, dem Landwirthe geben?

Die

Die Städte, der Handel, und alles Gewerbe haben, wo die Viehzucht und Mastung wohl bestellet ist, nebst den Früchten, so die Landkultur reichlich erzielen wird, sich noch ferner mehr und bessers Fleisch, Milch, Butter, Schmalz, Unschlitt, Speck, Käs, zu versprechen. Die rohe Materialien, als Häute für die Sattler, Säckler, Weiß- und Rothgerber, Horn und Beiner für die Drechsler und Kammmacher, die Wolle für die goldene Webstühle, und was sonsten weiters das Vieh den Handwerkern und Fabriken zur Beförderung und Erleichterung noch mehr beytragen kann, liefert eine wohlbestellte Viehzucht und Mastung zur Genüge, daß also die Glückseligkeit eines Landes gar viel darinn haftet, wenn in demselben die Viehzucht wohl bestellet ist, oder dieser Abgang anderswoher leicht kann ersetzt werden.

So grose Vorsehung aber zu einem vollkommenen und wohlfeilen Leben eine wohlbestellte Viehzucht und Mastung dem eignen Vaterlande verschaffet: so viel können beyde auch fremdes Geld ihm verschaffen, und in einen nützlichen Umlauf bringen, wenn auch anderwärtshin mit magerm und fettem Vieh der Handel getrieben wird. Wie viel hundert Gulden beziehet nicht das Breisgau für sein gemästetes Vieh aus der Schweitz und dem Elsaß, ohne daß es an Fleisch und andern obgedach-

dachten Lebensmitteln einen Mangel leidet? Welches Geld bringen insonderheit die Schaafe und Wolle unserm Schwaben nicht? Und wie viel Geld würden diese unserm Lande noch ferners bringen können, wenn sie nicht roh, sondern innerhalb Landes verarbeitet und veredelt, nachmals durch den Handel in die Ferne verschicket würde? Sollten wir nebst den Schaafen auch noch die Zucht und Mastung des Rindviehes und der Schweine in das Grose bringen: so würde unser Vaterland mit aller Nothdurft nicht allein bestens versehen seyn, sondern auch noch andern Ländern, welche an der Viehzucht und Mastung Mangel leiden, und keine zureichende Mittel solchen zu heben haben, alljährlich noch ein merkliches davon zukommen lassen können. Welches Geld dürfte das nicht unserm östreichischen Schwaben bringen?

Vielleicht stellet man sich vor, daß alles dieses vielen Schwierigkeiten ausgesetzt sey? Aber nichts wenigers. Zur Viehzucht braucht man nur ein gutes Futter, und das genug und im Ueberfluß. Hat man Futter genug und im Ueberfluß, so kann es an keinem der obigen Artikeln fehlen. Wie leicht man nun sich Futter genug und im Ueberfluß, und zwar das allerbeste verschaffen könne, weiset die Antwort, mit welcher wir die erste Frage erörtert haben.

2) Die

2) Die Futtervermehrung ist höchst nützlich in Betracht der Haltung der Pferde, Zucht und Mastung des Rindviehes insbesondere.

Wenn wir unsere Betrachtung auf die Pferde richten, so müssen wir durch die von Tag zu Tag mehr erprobte Erfahrung überzeugt werden, daß die zerschiedene Klearten ꝛc. viel mehr und ein weit kräftigers Futter, als immer andere auch die beste Wiesen, den Pferden geben. In unserm Gäu (so heißt man bey uns die Gegend, die von Rotenburg aus Herrenberg und Nagold zu liegt) stehen die schönsten Pferde, mit welchen ein starker Handel auch ausser Land getrieben wird. Dermalen, nachdem die Pflanzung der Kleen eingeführet worden, werden die Pferde mit Ersparung des halben Habers durch die Futterung des geschnittenen und langen Klees in einen solchen schönen Stand gebracht, und darinn erhalten, in welchen sie, ehe man die Klee zu pflanzen angefangen, auch mit noch so viel Haber, und andern Früchten nicht leicht einmal gebracht worden sind. Und weil hiedurch grose Kosten ersparet werden, so ist es ein augenscheinlicher Beweis, daß die Futtervermehrung durch die Anpflanzung der Kunstwiesen in Betracht der Pferde einen ungemeinen Nutzen bringe.

In denen nah an dem Rheinfluß liegenden Ortschaften wird man viele, aber ganz kleine Pferde finden, welches dem schlechten Futter und sauren Waiden, auf welche diese Pferde Tag und Nacht getrieben werden, kann zugemessen werden. Sollte man aber sich nicht eine gegründete Hoffnung machen können, daß, wenn man sich in denselben Gegenden auf die Anlegung der Kunstwiesen, Vermehr= und Verbesserung des Futters begeben, und damit die Pferde, wie in unserm Gäu, füttern würde, nach und nach diese Pferde, so man Rheinschnacken zu nennen pfleget, in ansehnliche Pferde würden können verwandelt werden; oder statt ihrer doch andere Pferde, ohne Furcht einer Ausartung, in diesen Orten gehalten und gezogen werden, wenn man besonders andere Hengste oder Stutten, oder beede zugleich anschaffen würde? Denn wenn die Kunstwiesen mehr und bessers Futter liefern; wenn mehr und kräftigers Futter schönere und stärkere Pferde macht: so muß die Folge richtig seyn, daß die Vermehrung und Verbesserung des Futters in den oben gemeldten Ortschaften, wie bey uns, was die Zucht und Erhaltung schöner und wohlgewachsener Pferde anbelangt, eben einen so grosen Nutzen bringen würde.

Hier aber entstehet die Frage: ob es nicht besser und der Wirthschaft diensamer wäre, wenn

man

man mehr auf das Rindvieh, dessen Zucht und Mastung, als auf mehrere und schönere Pferde würde den Antrag machen? Des Herzogthums Würtemberg gemeine Landes-Ordnungen Tit. 83. entscheiden diese Frage in den folgenden Worten: Damit auch das Fleisch desto fürderlicher, und dennach mit Nutz der armen Leute erzogen werden möge: wir aber befinden, daß an viel Orten unsers Herzogthums, da vor Zeiten Zug-Ochsen gewesen, dieselben in Abgang gekommen, und an derselbigen statt Rosse gebraucht werden, welches eine grose Beschwerde, und unsern Unterthanen höchst nachtheilig ist: denn die Rosse werden mit grosen Kosten erhalten, und so die abgangen, erstehet dem, der sie verliehret, nicht ein kleiner Schaden. So aber jemand einen jungen Stier oder Ochsen anspannet, den 4. 5. oder 6 Jahre führet, wird dem Armen seine Arbeit geschafft, und nichts desto weniger der Ochs je länger je besser; man zuletzt sein baar Geld daraus bringen, und mit halben Kösten einen andern erziehen oder kaufen kann, da ihm sonst ein alt abgetriebenes Roß gar nicht, oder wenig gelten wird. Weswegen dann die Landes-Ordnung den Amtleuten den Auftrag macht, dahin sich zu verwenden, daß statt der Rosse mehr Rindvieh angestellet werde.

Und

Und in der That, wenn wir den Nutzen der Zucht, Haltung und Mastung des Rindviehes gegen jenen der Pferde vergleichen werden, so muß sich zeigen, daß die Haltung, Zucht und Mastung des Rindviehes einen weit grösern Nutzen bringe: denn erstlich wird bey dem Rindvieh in der Futterung viel Haber und andere Frucht, so bey den Pferden würde verbraucht worden seyn; zweytens, viel Geld, so man für Geschirr und Beschläg dem Sattler und Schmid hätte zahlen müssen, erspart werden. Drittens, da das Rindvieh in der Futterung weit wohlfeiler ist, wird von ihm mehr und besserer Dünger erhalten. Viertens, wird die Arbeit auf dem Feld viel stäter, zwar langsamer aber besser und zweckmässiger verrichtet. Fünftens, mit jenem Geld, mit welchem man ein Pferd kaufet, kann man sich ein paar Ochsen anschaffen, welche mit dem Alter in dem Werth zunehmen, da ein Pferd, welches über acht Jahr alt ist, schon in Abschlag lauffet. Kommt es auf ein Unglück an, so fällt das Pferd dem Schinder zu: das Rind kann in der Gefahr geschlachtet werden, da man durch die Haut, Unschlitt, und das Fleisch sich noch des Schadens einiger masen erholen kann. Sechstens, wann alle Arbeit in dem Felde geschehen, der Winter einbricht, und also mit den Ochsen nicht viel mehr auszurichten ist, kann man die Ochsen in die Ma-

stung

stung stellen, verkaufen, und nachmals sich um ein leichters Geld andere jüngere, die wieder in das Geld wachsen, ankaufen: oder so man allenfalls das Futter nicht zur Mastung hätte, kann man sie mager verkaufen, sich erst bis in Hornung hinaus andere kaufen. Siebendens, mit dem vorhandenen Futter das Kuhvieh besser halten, und sich in Milch, Butter und Schmalz einen grösern Nutzen verschaffen: da immittelst die Pferde auf den Winter unwerth werden, und durch den Winter kostbar zu unterhalten sind.

In wohlbestellten Landschaften wird man finden, daß herrschaftliche Mayer, klösterliche Höfe, und die vermöglichste Bauern meistens auf die Zucht, Haltung und Mastung des Rindviehes sich legen, und blos zu dem Ende sich etwa ein oder zwey Pferde halten, damit sie diese zu geschwinden Geschäfften, Reiten und Fahren brauchen können, mit welchen sie aber auch das grüne Futter durch den Sommer für das andere Vieh nach Haus zu führen, und die durch das Rindvieh gestürzte Aecker zu egen und zu walzen pflegen. Einige sind, die bey dieser Gelegenheit ein oder zwey Stuttpferde halten, wodurch die Pferdzucht gefördert wird; und dieses geschiehet pur allein darum, weil sie bey mehrerm Rindvieh, dessen Zucht, Haltung und Mastung, wobey weniger Pferde gehalten werden,

den, einen ungleich grössern Nutzen finden vorzüglich in dem Dünger, welcher in solcher Vermischung für alle Felder besser ist, als jener von den Pferden.

Würde aber nicht auch ein gleiches an andern Orten geschehen können? Gar wohl, wenn man die vorgeschlagene Reduction der Fruchtfelder, und die in der Antwort auf die erste Frage an die Hand gegebene Mittel mit Ernst ergreiffen würde.

Von der Wirklichkeit läßt sich ja auf die Thunlichkeit ein richtiger Schluß abfassen. So betrachten dann wir die Wirklichkeit der nutzreichen Viehzucht, Halt = und Mastung in unsrer Gegend, damit wir einsehen mögen, in welchen nutzvollen Stand uns die vorgeschlagene Reduction, und Anpflanzung der Kleearten erheben würde.

Der uns benachbarte würtembergische Flecken Remmingsheim hat sich durch die Reduction und Anpflanzung des zerschiedenen Klees, Wicken, Erbis, Rüben ꝛc. Futter genug und im Ueberfluß verschaffet. Ehe dieser Flecken auf eine solche Futtervermehrung gefallen, war er in sehr dürftigen Umständen. Die Weibsleute dieses Fleckens, um einiges Gras für ihr damaliges wenige Vieh zu sammeln, fanden sich gezwungen in fremde Zehenden einzufallen: sie zahlten den Feldschützen oder

Bann=

Bannwarten jährlich ein gewisses Geld überhaupt als Pfand- oder Ruggelder, nur damit sie fremde Aecker säubern und grasen durften, welche Sorgfalt, Mühe und Zeit forderte dieses nicht? Jetzt aber, da man alle Kleearten und Futtergewächse in einer solchen Menge pflanzet, daß sie sogar mit derselben Saamen einen Handel treiben, so fort Futter im Ueberfluß erlangen; so findet man in diesem Flecken gar viel und das schönste Vieh, Dünger zur Genüge, den erträglichsten Stand in allen Feldern: die Viehzucht ist ungleich grösser, Milch, Butter und Schmalz wird häufig gesammelt, und es werden immer so viel Stück Rindvieh gemästet, daß blos durch den Verkauf des Butters, Schmalzes, und vorzüglich des Viehes, ein beträchtliches Geld dem Flecken zufliesset.

In dem österreichischen Dorf Seebronn und noch etlich andern Flecken, wo man sich den Vorgang der Remmingsheimer zu Nutzen gemacht, und wo man vor Anpflanzung der Kunstwiesen mit harter Mühe etliche wenige Kühe, und das gesparsam genug, durchbringen konnte, siehet man dermalen viel und das schönste Vieh: Butter und Schmalz werden itzt auch zum Verkauf gesammelt: und es sind überhaupt die Bürger, welche vormals kaum ein elendes Kühlein erhalten konnten, oder wenn sie was weiters thun wollten, Wiesen von andern

Zehenden käuflich oder gemiethet an sich bringen mußten, dermalen in dem Stand, daß sie die Wiesen in fremden Zehenden wieder zurück verkaufen, das Wiesenmiethen fahren lassen, dennoch durch ihre Kunstwiesen weit mehrere Kühe, und diese recht wohl erhalten, auch durch Zucht des jungen Viehes, und die Mastung wenigstens jährlich so viel vorschlagen, daß sie bereits alle andere Unkösten damit bestreiten können.

Wollte nun eines jeden Orts Herrschaft oder Obrigkeit dahin besorgt seyn, daß nach dem gemachten Vorschlag ein Quart der Fruchtfelder in Kunstwiesen verwandelt, auch sonsten die vorgeschlagene Mittel zu der Vermehrung des Futters ergriffen würden: welchen Reichthum nebst mehrern Früchten, Stroh und Wein würden die Ortschaften an Milch, Butter, Schmalz, durch die Zucht und Mastung des Rindviehes, dessen Verkauf und Handel, sich und ihren Unterthanen zuwegen bringen? Und welchen Vorschub würden die Handwerker und Manufakturen durch die Wohlfeile der Lebensmitteln nicht zu geniessen haben, und folglich sich dahin ziehen und vermehren?

Da wir aber hier von der Zucht, Halt = und Mastung des Rindviehes handeln, müssen wir noch einige nützliche Betrachtungen beysetzen. Erstlich,

zwar

zwar wird die Zucht des Rindviehes vielfältig gar zu kostbar, und zum Nachtheil der Wirthschaft angestellet, da man ein Kalb drey oder vier Wochen saugen läßt. Wenn wir nun setzen, daß die Kühe des Tags nur sechs Maas Milch geben (gar viele geben auch 7 oder 8 Maas) und rechnen die tägliche Milch nur um 15 Kreuzer, so machet solches inner 3 Wochen 5 fl. 15 kr. welches Geld man in dieser Gegend nicht leicht aus dem Kalb lösen würde, daß also das eigne Kalb wegen Milch und Schmalz, so man mangeln muß, sehr theuer zu stehen kommt.

Man gehet die Sache auf eine weit leichtere und wohlfeilere Weise an, durch welche man mit weit geringern Kösten das schönste Vieh erziehet. Man läßt nemlich das Kalb anfangs so lange saugen, bis sich an dem Gemelk der Kühe die Hinsch oder Geschwulst gesetzet hat, welches vielmal in 3 oder 4 Tagen erfolget. Ist die Geschwulst vorbey, so läßt man das Kalb nicht mehr saugen, sondern ernähret selbiges auf die folgende Weise. Man thut Wasser zum Feuer, so viel als man glaubt, daß das Kalb Milch sauffen möchte; siedet nun das Wasser, so rühret man ein oder zwey Hand voll Habermehl darein, und läßt es einige Schwall kochen, schüttet das Gesottene in einen Kübel, und läßt es so lang stehen, bis sich dessen

Hitze so weit verlohren, daß es einer warmen Milch gleich geworden. Unter dieses Gesottene, wenn man es in der Frühe gebrauchen will, schüttet man einen Hafen voll Milch, welche man den Abend zuvor gemolken hat, und von welchem der Rahm genommen worden, rühret alles untereinander, und stellet es dem Kalb zu sauffen vor. Anfangs muß man freylich das Kalb durch die in das Maul gegebene Finger saugen lassen, es wird aber nach und nach von selbst mit gröster Begierde sauffen, und man wird mit Verwunderung sehen, wie sehr das Kalb in dem Wachsthum zunehmen, und bald und lustig es fressen wird. Auf diese Weise wird aller Unkosten auf die Erziehung des Kalbs durch die drey Wochen in einem starken halben Viertel oder Sester Habermehl, und dann in 24 oder 30 Maas abgenommener Milch bestehen, und man hat die Milch, Butter und Schmalz, welches alles das Kalb würde verbraucht haben, zu nutzen. Welcher groser Vortheil für die Wirthschaft ist dieses nicht?

Zweytens, muß für den Hauptgrund der Fütterung alles Viehes wohl gemerket werden, daß viel Futter demselben auf einmal vorschütten oder hineingeben, weder den Pferden noch dem Rindviehe wohl gedeye; sondern wer seinem Vieh an einem Futter so wenig auf einmal giebt, daß es auch die kleinste Hälmlein mit Begierde aufsuchet,

chet, der wird finden, daß ein solches öfters unterbrochenes Füttern, das ist, wenn man an einem Futter dem Viehe mehrmal giebt, demselben nahrhafter und gedeylicher sey. Vornehmlich muß dieß beobachtet werden, wenn man mit dem grünen Klee mästen will. Wird man dem Mastviehe des Tags öfters statt dreymal sechsmal, doch in diesen sechsmalen nicht mehr, als man sonst in einem mal würde gegeben haben, das Kleefutter geben, und dabey das Salz nicht vergessen; so wird man in kurzer Zeit etwa von sechs Wochen die Mastung vollendet haben. Auch in dem Winter pflegen einige, die sonst Futter genug haben, Grummet oder Oemd mit Stroh vermischt, doch also, daß das erstere vorschlage, auf dem Stuhl schneiden zu lassen. Von diesem Geschnittenen geben sie jedem Stück des Tages dreymal, jedesmal 8 oder 9 Pfund unangenetzt also zu fressen, daß sie jedes Futter in drey Theil abtheilen, und also dem Vieh an einem Futter dreymal, jedesmal ein Drittel des Ganzen in einem Kübel vorstellen. Anstatt des Oemds wird ein dürres Kleefutter die nämliche Dienste leisten.

3) Welchen Nutzen die Futtervermehrung bey den Schaafen und Schweinen bringe.

Wir haben oben den Nutzen, welchen die Anpflanzung der Kleen auf öden Plätzen, Allman-

manden, und sonst wenig erträglichen Feldern bringen würde, mehrmal vorgestellet. Doch will allem diesem von einigen entgegen gesetzet werden, daß, wenn die Allmanden und Waiden sollten mit Klee rc. angebauet werden, die Unterhaltung der Schaafe Noth leiden würde, aus welchem sofort die Folge zu befürchten wäre, daß eines theils die Brachfelder, die von den waidenden Schaafen gesäubert werden, von Gras und Unkraut verwüstet, da liegen würden: andern theils ihnen die Besserung durch den Pförch zur Erziehung der Gersten abgehen würde, welchen zweyfachen Einwurf wir vor allem zu beantworten haben.

Gesetzt, aber nicht eingestanden, es müsse eine Gemeinde jährlich den vierten Theil der Schaafe ermangeln, so ist solches in Gegenhaltung der Besserung des Viehes, welches in dem Stall unterhalten, und andurch ein Quart mehr ernähret werden kann, reichlich ersetzet, und würden dennoch hinlängliche Schaafe bleiben, welche die Brache von dem vielen Gras und Unkraut zu säubern, würden vermögend seyn.

Ein hochwürdiger Prälat und groser Oekonom unserer Zeiten erkläret sich über den Einwurf einiger Ortschaften, daß, wofern die Allmanden und Waidgänge mit Klee angebauet würden, die Unterhaltung der Schaafe Noth leiden würde, kurz, aber recht gründlich und bündig. Ich halte dafür,

für, sagt er, daß, wenn die Hämmel und Gältwaar öfters das Jahr durch gewaschen werden, die Wolle sodann der Böhmischen sehr nahe kommen, und das Geld, so mehr aus dem Centner gelöset würde, den Abgang mehrerer Schaafe ziemlich ersetzen werde. Es muß aber dieß Waschen nicht bey gröster Hitze, noch bey groser Kälte vorgenommen, und hiebey Abends frisch und wohl gestreuet werden. Zu dem kommt der Profit bey den Schaafen nicht sowohl auf die Menge, sondern auch hauptsächlich auf die Qualität und die gute Fütterung an. Ein wohlgefütterter Hammel wächset immer fort, bringt schönere und mehrere Wolle, wird zeitlich fett, gilt bälder und mehr Geld, als andere weniger gut gefütterte. Ich habe selbst hievon die Probe gemacht, und aus sechs zweyjährigen Hämmeln, die in dem Winter mit pur lauter Oemd gefüttert worden, schon in der Faßnacht 64 fl. gelöset. Die Wolle von diesen 6 Hämmeln, so noch mir geblieben, machte 18 Pfund; jedes Pfund damals à 30 kr. bezahlte mir das Oemd vollkommen.

Allein wenn wir der ganzen Sache wirkliche Beschaffenheit in dem Grund einsehen, so werden wir finden, daß eine verderbliche Unordnung, welche in vielen Orten überhand genommen, und der verdammliche Eigennutz der vermöglichern und ansehnlichern Bürger der Pflanzung der Kunstwiesen, der so nützlich= als nothwendigen Vermehrung des

Futters, und hiedurch der allgemeinen Wohlfahrt der Stadt- und Landkultur hauptsächlich entgegen stehen. Ja nur jene Orte, oder vielmehr aus diesen nur die mächtigere Bürger, wo Unordnung und Eigennutz den Meister spielen, sind es, welche sich unter dem Schein für den gemeinen Nutzen so man bey Haltung mehrerer Schaafe zu finden vorgiebt, der Futtervermehrung entgegen setzen.

Glückselige Nachbarschaft des Herzogthums Würtemberg! deine gemeine Landes-Ordnungen, und was das meiste ist. nach welchem patriotische Herzen anderwärts schon lange seufzen, die genaueste Befolgung derselben vermittelst gemessenster Bestrafung der Uebertretter, haben bey dir dem ungerechten Eigennutz, wie in allen andern dergleichen Fällen, also auch in der Waid- und Schaaf-Ordnung die gerechteste Schranken gesetzet. Dieser landesväterlichen Fürsorge mußt du also deine segenvolle Aufnahme in der Stadt- und Landkultur verdanken.

Wie? die Futtervermehrung soll nach dem Einwurf, 1) der Haltung der Schaafe, 2) der Besserung der Aecker, 3) auch der Säuberung derselben von dem Unkraut, im Wege stehen? Von welcher Schaafhaltung redet man wol bey diesem Einwurf? Von jener durch den Winter, oder von dieser durch den Sommer? Ist die Rede von der Haltung der Schaafe durch den Winter, so ist ja der

Ein-

Einwurf ganz ungereimt. Es giebt sich ja von sich selbst, daß durch die Vermehrung des Futters, und zwar mit Pflanzung der Kleearten, des Raygrases als des besten Futters für die Schaafe, die Erhaltung der Schaafe, wie des andern Viehes, erleichtert und gebessert werde. Ja es wird noch gar leicht geschehen, daß man durch diese vorgeschlagene Futtervermehrung noch mehrere Schaafe, und diese besser als zuvor wird abwintern können: denn wo man mehr und besser Futter hat, da wird man auch, wie man es nach seinen Absichten zweckmässiger findet, mehrere Schaafe oder Rindvieh überwintern können, daß also die Futtervermehrung der Haltung der Schaafe über Winter den gewiß- und mächtigsten Vorschub giebt.

Ist die Rede von der Haltung der Schaafe durch den Sommer, so hat es zwar das Anscheinen, daß der gemachte Einwurf einigen Stich halten möchte. Allein man überstelle erstlich nur die Waide nicht, so wird noch allzeit eine genugsame Waide übrig bleiben. Der gröste Fehler bey solchen Ortschaften ist, daß man nur auf viel Schaafe anträgt, folglich die Waiden überstellet werden; woraus noch weiters folget, daß wegen der zu grossen Menge der Schaafe auch die Waldungen und junge Hau nicht geschonet werden. Um solchem vorzubeugen, sollten, wie in dem Würtembergischen, die Bezirke der Waiden von Obrigkeits wegen

gen untersuchet, und wie viel jeder Ort auf den Sommer und Herbst-Waide an Schaafen treiben darf, ohne daß man den Wald betreten dürfte, bestimmet, und, wer mehrere treibet, empfindlichst gestraft werden.

Zweytens, wenn durch die Futtervermehrung auch einige Allmanden eingehen sollten, und also der Waidgang verkleinert würde: so kann man helfen, wenn man den kleinern Theil verbessern wird. Wie soll man aber diese Verbesserung anstellen? Man breche die zur Schaafwaide bestimmte öde Plätze und Allmanden von Jahr zu Jahr stückweis um, pflanze je nach Beschaffenheit der Lage und des Bodens Klee und Raygras darauf: so wird ein also angepflanzter Morgen durch den Sommer den Schaafen mehr und bessere Nahrung liefern, als sonsten 50 Morgen solcher Waiden, die von undenklichen Zeiten öde gelegen, würden ertragen haben.

Es hatte ein Flecken unsrer Nachbarschaft einen solchen der Schaafwaide gewidmeten Platz, so man das Hörle nennet. Es läßt sich zweifeln, ob 50 Morgen dergleichen Waidfeld in einem Jahr so viel Gras hervorbringen, daß man davon einen Centner dürres Futter machen könnte. Man machte den Bürgern den Antrag, einen Theil dieses öden Platzes umzubrechen: lange Zeit durch wurde der so gut vermeynte Anschlag durch die Mäch-

tigere

tigere des Orts hintertrieben, endlich doch mit höherm Gewalt dahin gebracht, daß jedem Bürger ein sechzehender Theil eines Morgens ausgestecket worden. Die Reichern des Orts verlachten das Vorhaben, und suchten mit Ungestümm zu behaupten, daß alle Mühe, Arbeit und Kosten dieses Unternehmens würden verlohren seyn. Allein das erste Jahr zeigte schon, daß sie durch dumme Vorurtheile benebelt seyen: denn obschon das Feld erst im Frühjahr ausgestecket, und also nur einmal gehacket worden; so sind doch auf 80 solcher Bürgertheilchen für 300 fl. das ist mehr dann 168 Malter Grundbiren oder Erdäpfel gepflanzet und eingeerndet worden.

Würde nun dieses mit so grosem Nutzen umgebrochene Feld nach behörigem Bau, mit Lucerne oder Esper untermischet, mit Raygras angepflanzet, dem Bürger das erste und andere Jahr zu benutzen überlassen, und sodann, wann die Kleewurzeln recht erstarket, den Schaafen zur Waide angewiesen werden: so würden die Schaafe auf diesem wenig mehr dann fünf Morgen grosen Feld eine weit bessere Waide erhalten, als man sonsten von fünfzig Morgen dergleichen öden Felds hätte hoffen können. Könnte man nicht nachmals den Bürgern wieder andere öde Plätze zum Umbrechen ausstekken, und hernach wieder mit Klee anpflanzen, und zur Waide zurichten lassen? Wie reichlich würden

den die Grundbiren, und nach diesen das Futter den Bürgern ihre Arbeit lohnen? Und wie bald würde eine also mit Klee angepflanzte Gegend so viel tragen, daß man andere aber öde Gegenden gar wohl entbehren könnte?

Gleichwie der Nutzen der Schaafe nicht auf die Menge, sondern derselben Eigenschaft und Futterung ankommt, also haftet die gute Futterung nicht in einem grosen, aber öden, und nichts treibenden Feld, sondern auf der Eigenschaft und Menge des nahrhaftesten Grases, so auch eine weit kleinere Gegend liefern kann. Wir sehen ja mit Verwunderung das schnelle Wachsthum des Raygrases, welches man, so es abgehauen worden, über Nacht wahrnehmen kann. Und wie bald und vielfältig der abgehauene Klee wieder treibe, zeiget uns die tägliche Erfahrung. Weil nun beyde so oft das Jahr hindurch, auch nachdem sie mehr als einen Schuh angewachsen, können abgehauen werden: wie oft würde man sie nicht abwaiden können, wenn man sie nur Hand hoch heranwachsen liesse? Und wenn sonst junge Kräuter, besonders wie diese, den Schaafen das beste Futter sind: welch bessere Waide wird man ihnen, als einen solchen jungen Klee anschaffen können?

Der Nutzen also, welchen die angerathene Futtervermehrung durch die Anpflanzung des Raygrases und der Kleearten auf dürren Plätzen auch

für die Waide der Schaafe bringen kann, wird dieser seyn: daß, da doch für die Schaafe eine trockene Hutwaide vorzubehalten ist, diese nicht mehr so groß seyn dürfte, und daher der übrige Theil unter die Bürger könnte ausgetheilt werden. Würde man es nicht in vielen Ortschaften so weit in Bälde bringen, daß die Hälfte solcher vormaligen Hutwaiden durch den Sommer die Schaafe in dem Felde, und die andere Hälfte durch den Winter in dem Stall erhalten würde, wenn die letztere umgebrochen und mit Kunstgras angepflanzet würde? Würde man in solchem Fall, wenn diese zum Futter bestimmte Allmanden beträchtlich wären, nicht auch ein nach derselben Grösse minders Ackerfeld in die angegebene Reduction zur Futtervermehrung nehmen dürfen, und zu der Anpflanzung anderer Früchte also mehr Feld verwenden können?

Der zweyte Einwurf, daß man also bey wenigern Schaafen, weniger Aecker würde dungen können, fällt von sich selbsten hin. Die Futtervermehrung wird ja hauptsächlich zu dem Ende in der gegenwärtigen Abhandlung vorgeschlagen, daß, weil man doch bisher weder durch das eigene Vieh in dem Stall, noch durch die Pförche der Schaafe für alle der Besserung benöthigte Felder genugsamen Dung haben könnte, man vermittelst mehrern und besser gehaltenen Viehes jährlich so viel Dung

sam=

sammeln könnte. Was also weniger würde gepförchet werden, das würde durch den andern Dung ersetzt werden.

Der dritte Einwurf, daß bey wenigern Schaafen die Aecker von dem Unkraut nicht genugsam können gesäubert werden, ist eben so wenig einer Achtung werth. Setzen wir, daß die Zahl der Schaafe müßte gemindert werden, und somit der Schaafhauffen die Aecker zu säubern nicht erklecken sollte: so würde man diesen Abgang durch ein weiteres Pflügen ersetzen können, wie es an Orten geschiehet, wo keine Schaafe gehalten werden, welches auch dem Acker jederzeit einen ungleich bessern Bau verschaffen würde, worauf gewißlich alle Schriften von dem Ackerbau vorzüglich antragen.

Was würde ferner in der Säuberung der Aekker von dem Unkraut, die in vielen Orten zum grosen Schaden des Landes vernachlässigte Schweinzucht und Hut nicht ersetzen, welche nicht nur wie die Schaafe das Unkraut abfretzen, sondern dessen Wurzeln auszugraben, in dem Erdreich zu wühlen, selbiges zu brechen, und somit dem bessern Bau des Feldes einen grosen Vorschub zu geben pflegen?

Und da wir hier der Schweine Meldung thun, so kommen wir auch ganz unvermerkt zu dem, was uns noch zu zeigen übrig ist, nämlich welchen Nutzen die Futtervermehrung bey den Schweinen bringe. Wo Futter genug, und gutes

Fut=

Futter ist, da muß auch Milch genug gesammelt werden. Ist aber nicht die Milch zur Zucht, Halt- und Mastung der Schweine eines der besten Hülfsmitteln? Wo Futter genug, darüber hinlängliches Vieh gestellet wird, wird auch Dung genug gesammelt, und alles Feld in einen solchen fruchtreichen Ertrag gesetzt werden, daß man auch aller Gattungen Früchte genug haben wird: man wird von diesen Früchten die schlechtere mit bestem Nutzen zur Halt- und Mastung der Schweine gar wohl verwenden. Endlich ist der Klee selbst für die Schweine ein treffliches Futter. Wird man ihn etwas geschnitten den Schweinen in das Getränke werfen, so wird man zur Verwunderung sehen, wie wohl er ihnen gedeye: welchen Vortheil wird dieses nicht hauptsächlich in dem Frühjahr bringen, wo man ohnehin aus den Gärten noch nichts haben kann, oder auch, wenn man etwas haben kann, aus andern Hindernissen solches zu holen die Zeit nicht findet.

Wer sollte aus diesem, was hier vorgekommen, nicht sehen, welch grosen Nutzen die Futtervermehrung durch die Anpflanzung des Kunstfutters bey den Schaafen und Schweinen bringe?

Zum Schluß habe noch von der Zucht ꝛc. der Schweine melden wollen, daß 1769. die Zucht und Trieb der Schweine von einer hohen Landesstelle zu Freyburg durch alle Oberämter anbefoh-

fohlen worden, zu dessen besserer Befolgung das K. K. Oberamt in Rotenburg vom 14 May an seine untergebene Aemter eine Anweisung über das, was erstlich die Hirten, zweytens die Schweine überhaupt, und drittens die Zucht der Schweine betreffend, zu beobachten, des folgenden Inhalts ergehen lassen.

Den Hirten betreffend, soll dieser 1) ein starker und auf den Füssen wohlbestellter Mann seyn. Schwache Buben können nicht den ausschweifenden Schweinen den Rang ablauffen. 2) Soll der Hirt nicht zu früh, wann noch der Thau auf dem Felde liegt, ausfahren. Von dem März bis in den Heumonat ist der Thau den Schweinen schädlich, und daher soll in dieser Zeit der Hirt mit dem Ausfahren warten, bis der Thau aufgetrocknet ist. In den andern Monaten schadet der Thau den Schweinen nicht. 3) Soll der Hirt wohl Obacht haben, daß besonders junge Schweine in kein Flachsland kommen und davon fressen. Sie sterben davon.

Die Schweine und derselben Unterhalt betreffend. 1) Die Schweine sind ein überaus nützlicher Artikel in der Wirthschaft. Doch ohne Hirten und Waidgang wird der Nutzen ungleich geringer seyn, weil ein in den Stall gesperrtes Schwein mehr kostet, und aus Mangel der Luft minder und langsamer wächset.

2) Ih-

2) Ihre Waide finden die Schweine aller Orten. Man muß aber allzeit dahin trachten, daß sie zum Wasser kommen. Im Sommer lieben sie die Brach und öde Felder, auch Neubrüche: fressen nicht nur wie die Schaafe das Gras, sondern wühlen noch über das die Wurzeln aus, und fressen sie, welches dann für jene Aecker, die mit Huflattich überwachsen sind, ein groser Vortheil ist.

3) Wann die Schweine unter den Hirten gehen, soll man ihnen in der Frühe und Abends ihr Getränk geben, unter welches man allen Abgang aus dem Küchengarten, als von Rüben, Kohl, Mangold rc. werfen kann. Hat man Blätter von Dick- oder Burgunder-Rüben, oder aber Lucern- oder Esperklee, und thut davon unter das Getränk: so wird man zum Wunder sehen, wie die Schweine zunehmen werden.

4) Nur muß man sich hüten, daß man den Schweinen ihr Getränk nicht zu warm gebe. Sie verbrennen damit das Maul, Gedärme und Magen: woraus erfolget, daß nachgehends an ihnen alles Futter und Mastung verlohren gehe, auf welches man gar fleissig Obacht tragen soll.

Die Zucht der Schweine betreffend: 1) Soll der Eber wohl gewartet werden. Er soll einen mittelmässigen Kopf, lange gehängte Ohren, hart und langhärige Borsten, ein breit- und vollkommnes Kreutz, kleine Augen, erhöhten und überwor-

fenen Rüsel oder Schnorren, und dick auch kurze Schenkel haben. Er soll auch zum Sprengen wohl ausgewachsen, etwan ein Jahr alt seyn. Bis in das fünfte Jahr kann er bey der Zucht gute Dienste leisten.

2) Jene Mutterschweine werden für die beste gehalten, die breite Arsbacken, einen abgehängten Bauch, viel Zizen, einen hohen Rüsel, lange Ohren und lange Seiten haben. Man thut wohl, wenn man die jungen Zuchtschweine von einer solchen alten nimmt, die auf einmal viel zu werfen pfleget: auch wird es gut seyn, wenn die jungen Zuchtschweine von dem andern oder dritten Wurf genommen werden.

3) Sie tragen vier Monat, können also des Jahrs wohl zweymal, in zwey Jahren fünfmal werfen, in jedem Wurf 10=12 auch noch mehr Junge bringen. Man soll ihnen aber nicht alle lassen, sondern wann drey Wochen vorüber sind, einige zum Speisen brauchen, oder verkaufen, und dem Mutterschwein mehr nicht als 7 oder 8 Junge lassen, welche sie, bis sie erwachsen, mit der Milch gar wohl ernähren kann. Es giebt Mutterschweine, welche auch zehen gar wohl erhalten.

4) Weil die Jungen saugen, müssen die Alten wohl gehalten werden, und muß man ihnen besonders im Sommer an dem Wasser nichts ermangeln lassen. Sie fressen zuweilen ihre Jungen

auf,

auf, aber nur alsdann, wann man ihnen nicht genug zu fressen giebt.

5) Die Ferklein haben zuweilen nebst den Zähnen, welche sie mit auf die Welt bringen zu beyden Seiten schwarze spitzige Zähnlein, die man Wolfszähne nennet: diese muß man, wann die Ferklein 4 Wochen alt sind, ihnen mit einem scharfen Zänglein entzwey, oder gar ausbrechen. Geschiehet dieses nicht, so werden die Wolfszähne sie unter dem Fressen stechen, und alles Wachsen und Zunehmen hindern.

6) Das Mutterschwein, welches zehen Jahr auch noch länger zur Zucht tauglich ist, kann nach zehen Tagen nach dem Werfen wieder auf die Waide gelassen werden.

7) Die junge Ferklein müssen in dem Stall, bis sie erstarket, warm gehalten werden. Ehe sie 6 Wochen alt sind, soll man sie nicht waschen, nachmals ist ihnen das öftere Waschen sehr gut.

V. Kapitel.

Nutzen der Futtervermehrung in Ansehung des Anbaues der Handlungskräuter.

1) Durch die Futtervermehrung können wir viel Geld in dem Land behalten, welches für zerschiedene Produkte bisher ausser Lands gegangen.

Wir haben bisher gesehen, wie wir zerschiedene Artikel der Landwirthschaft, die wir wirklich zu erzielen pflegen, durch die Vermehrung des Futters verbessern, und durch eine zweckmässigere Landkultur in einen grösern Ertrag bringen können. Es sind aber noch andere Artikel übrig, die wir in der Wirthschaft höchst nothwendig haben, und um welche wir jährlich viele hundert Gulden ausser Land verschicken. Wie viel Geld gehet von uns nicht um Hanf und Flachs, um Oel, so von den Oelmagen, oder Rebs, oder Lewat, um die Hopfen zum Bier, und endlich um Taback aus dem Land? Alle diese so unentbehrliche Produkte, welche, da sie alle Jahr eine grose Summe Gelds aus dem Lande ziehen, und um dieses das Capital des Landes schwächen, sind bey uns wenig, oder zum Theil gar nicht gepflanzet worden, weil uns theils derselben Kenntniß, theils auch der nothwendige

Dün-

Dünger gemangelt hat, den derselben Pflanzung unumgänglich würde gefordert haben.

An der Möglichkeit, daß wir alle diese Produkte auch in unserm Lande pflanzen können, ist nicht zu zweifeln. Nur kommt es darauf an, daß wir von jedem gründlich unterrichtet, und dann mit so viel Dünger bereichert werden, den wir zur Anpflanzung dieser Produkte, ohne daß den andern was am Dung ermangle, verwenden können, worzu die Futtervermehrung das diensamste Mittel ist. Wir wollen eines nach dem andern in die Untersuchung nehmen, und erstlich eines jeden Nutzen, dann die Weise, wie es zu behandeln, endlich was zu jedem die Futtervermehrung beytrage, genauer untersuchen.

2) Was die Futtervermehrung bey der Anpflanzung des Hanfes und Flachses für einen grosen Nutzen bringe.

Hanf und Flachs sind in der Wirthschaft solche Artikel, welche man unmöglich ermangeln kann; wenigstens kann man des einen oder andern, wo nicht beyder, nicht wohl entbehren, wenn die Wirthschaft wohl soll bestellet seyn. Man muß nach dem Verhältniß der Wirthschaft, des Gewerbs, so man treibet, und nach der Stärke der Familie an Leinwand einen gleichmässigen Vor-

rath schaffen: ohne dieß werden sonst manche Hausmüttern, Töchter und Mägde, besonders in dem Winter, ohne Arbeit seyn, und man würde sich von dem nothwendigen Leinwand, Faden, Garn, Strümpf- Bett- und Tischzeug ꝛc. bald entblöset finden.

Wahr ist es, diesen Abgang kann man wohl ersetzen, wenn man alle Jahr das gemachte Tuch in die Wirthschaft kaufet. Allein, nebst dem, daß fast insgemein ein auf den Kauf gemachtes Tuch nur ein halbes Kaufmannsgut ist gegen dem, das man ins Haus selbst spinnen und weben läßt: so hält insgemein bey dem Hauswirth das Geld allzuhart, welches er für das Tuch auslegen soll.

In solchen Umständen haben für das so nothwendige Gespinnst vorsichtige Hausmüttern, wenn auf ihren eignen Feldern weder Flachs noch Hanf gepflanzet wurde, bis daher zwey Wege ergriffen: entweder haben sie sich selbst auf die angränzende Ortschaften, auf deren Markt viel Hanf oder Flachs feil getragen wird, begeben, und sich einen Vorrath erkaufet, oder durch andere kaufen lassen, welches ohne besondere Kosten, Unterschlauf und viele Versäumung nicht geschehen konnte; oder aber, welches auch besser ist, von Wochen zu Wochen, je nachdem es ihnen schicklich war, zwey, drey, auch mehrere Pfund Hanf oder Flachs erkaufet. Solches Einkaufen, weil es zu wiederholten malen je-

desmal zwar nur in wenigem geschiehet, machte daß sie ganz unvermerkt zum Gespinnst und Tuch gelangten.

In der That ein groser Vortheil: doch aber auch ein dem Lande schädlicher Vortheil, da durch solchen Einkauf das Geld ausser Land gehet, welches man doch in dem Land behalten sollte!

Um demnach so wenig Geld aus dem Lande zu lassen, als immer möglich, sollte man, wo man ein selbst eignes Feld hat, in demselben sich eine solche Einrichtung machen, daß man seinen Hanf oder Flachs von den Fremden zu kaufen überhoben wäre: denn von Fremden an sich kaufen, und also das Geld ausser Land gehen lassen unr Waaren, welche das eigne Feld hätte tragen können, zeiget eine liederliche Wirthschaft an, welche das Land an dem Geld immer ärmer machet. Zu geschweigen, daß Fremde die beste Waare für sich behalten, und nur die schlechte dem Handel zu widmen pflegen, welche man doch in seiner Heimat selbst besser machen, und also wolfeiler haben könnte, wenn man nur darauf, wie andere Nationen, raffiniren wollte. Im Breisgau hat man hierauf allen Bedacht: ja das Breisgau ist eigentlich ein Land, welchem die Pflanzung des Hanfs viele hundert Gulden fremdes Geld zuziehet. In dem österreichischen Schwaben aber finden sich Ortschaften, wo die Felder groß und nicht die schlimmste

 sind,

sind, auf welchen Hanf und Flachs wohl gerathen würden, welche doch ihren Hanf und Flachs aus der Fremde haben.

Welch grosen Schaden dieß dem eignen Lande verursachen müsse, wird uns ein Ueberschlag nur im Kleinen hell vor die Augen stellen. Setzen wir, daß nur 900 Bürger seyen, welche, da sie Hanf und Flachs für ihre Wirthschaft selbst pflanzen könnten, solchen aus der Fremde kaufen. Rechnen wir auf jeden derselben jährlich nur 6 fl. die er um das nothwendige Gespinnst den Fremden giebt, mit welchem Geld er etwa 24 oder 28, setzen wir auch 30 Pfund erkaufet, von welchen er nicht wol hundert Ehlen Tuch erhalten dörfte: würden nicht in solchem Fall 5400 fl. dem Lande entgehen, welche mit grosem Nutzen in dem Lande hätten verbleiben, und in andern Gewerben circuliren können?

Es sind aber noch andere Umstände, wegen welchen man bey Anpflanzung des Hanfes oder Flachses sich einen ganz besondern Nutzen schaffen würde. Und zwar könnte man ein Feld benutzen, welches nach dem gemeinen Gebrauch für das Jahr gar nichts würde getragen haben; zweytens, auch nach und nach schlechte Wiesen in den besten Stand erheben. Es sind Orte, wo es einigen Bauern vergönnet ist, einen Morgen nach Gutbefinden in der Brach anzupflanzen. Einige Jahre her haben etliche derselben einen Theil des Morgens

mit

mit Hanf angepflanzet, welcher ihnen auch trefflich gerathen. Wenn nun dieses auch andere nachthun würden, so würden sie gar bald und leicht auf einem geringen Theil ihrer Brache so viel Hanf erzielen können, als viel desselben ihre Haushaltung würde nothwendig haben, ohne daß die Wintersaat gemindert oder gehindert würde, dessen richtigste Probe uns die Beyspiele der obigen Mayer geben.

Man siehet ferner anderwärts, daß einige um die Anpflanzung des Gespinnstes besorgte Landleute in Ermanglung eines andern Platzes, zuweilen auf ihren Wiesen ein Stück umbrechen, dungen, zurecht bereiten, und sofort mit Hanf oder Flachs ansäen. Ein solches umgebrochenes Feld erhält hiedurch die beste Lockerheit, und trägt nach dem Hanf oder Flachs so viel Gras, als immer stehen mag. Würde man, da man in dem August den Hanf ausraufet, keine Saamenstengel, ausser einige an denen Orten, wo man Saamen ziehen will, stehen lassen; sondern die Saamen-tragende mit dem Femel ausnehmen, welches das beste Gespinnst giebt, und auf dem österreichischen Schwarzwald in langer Uebung ist, sofort das Feld mit Lucerne, oder Esper, oder wenn allenfalls die Gegend zu naß ist, mit spanischem Klee oder Raygras ansäen: welchen Nutzen würde man nach dem Hanf sodann nicht viele Jahre an dem Futter haben?

Der Hanf und der Flachs, wenn das Feld wohl bereitet ist, und das Wetter beywirket, können trefflich lohnen. Ein Viertel Feld kann von dem Femel feinen Hanf 25 Pfund ohne den Saamen: ein Viertel Flachs-Feld 23 Pfund, Ehwerk 40 Pfund, Saamen 8 Viertel, tragen. Sollte dieser Nutzen nicht erklecklich seyn jeden Landwirth anzufrischen, alle Jahre so viel Hanf oder Flachs auf seinen eignen Feldern wenigstens anzupflanzen, als viel er bis dahin für die Nothdurft seiner Haushaltung von Fremden kaufen müssen?

Der Hanf, bey dessen Anpflanzung man weit sicherer als bey dem Flachs auf den Nutzen rechnen darf, der auch in die Haushaltung ein weit stärkeres, besseres und gesunderes Tuch verschaffet, erfordert wie der Flachs ein gut gemachtes Feld, und liebet solches an einem feuchten Ort. Das Erdreich zu beyden soll fett und mild seyn. Die Fette erhält das Erdreich von einem wohl verfaulten Dung, der gleich unter die Erde gebracht worden, und die Milde wird ihm theils der untergebrachte Dung durch die Auflösung, so er wirket, theils das wiederholte Graben oder Bauen mit der Abwechslung, und Wirkung der Witterung geben. Ueberhaupt soll das Feld, welches Hanf oder Flachs tragen soll, wohl gebauet und gedunget seyn. Fehlet es an einem oder dem andern, so muß man sich nicht verwundern, wenn die Anpflan-

pflanzung des Hanfes oder Flachses nicht ergiebig ist.

So kommt es auch auf den Saamen an. Denn nicht aller Saamen fruchtet, wie er sollte: daher viel daran gelegen ist, daß man den guten Saamen von dem, der zur Aussaat untauglich ist, zu unterscheiden wisse. Der Flachssaamen soll groß, dicklecht, hellbraun und blicht seyn, welches man wahrnehmen kann, wenn man ihn auf ein glühendes Eisen leget, oder sonst zerquetschet. Hat er diese gute Beschaffenheit, so wird er auch schwer seyn, und werden die in ein Wasser geworfene Körner gleich zu Boden sinken. Der Hanfsaamen soll ebenfalls vollkommen und blicht seyn, ein schönes, aschenfarbiges, helles Aussehen haben, kann auch wohl wie der Flachssaamen in dem Wasser geprüfet werden. Jener, welcher gelb oder grün aussiehet, tauget zu der Aussaat nicht: denn er ist unzeitig und unvollkommen.

Der Hanf wird vom Unkrautsaamen wohl gereiniget, in der Hälfte des Aprils, längstens zu Ende desselben, oder zu Anfang des Mayen gesäet. Säet man später, so kommt der Hanf mit seinem Wachsthum in die starke Hitze, welches die Stängel verhärtet, daß sie sich nicht in die Länge erschwingen und hoch werden können. Woraus folget, daß den Hanf später säen, meistens schädlich sey. Man sage nicht, daß der Hanf ein so

zar-

zartes Gewächse sey, dem die Frühlingsfröste schaden können. Man fürchtet die Kälte des Frühlings in Ober = und Niedersachsen bey der frühen Hanf- und Flachssaat im April nicht: warum soll man denn bey uns sie fürchten, wo die Gegend gelinder ist? Soll der Hanf fein werden, und dick zu stehen kommen, so soll er sechs = oder siebenwürfig ausgesäet werden. Wer viel und guten Hanf haben will, der soll sorgen viel Femelhanf, welches die männliche Pflanze des Hanfes ist, zu bekommen; welches geschehen wird, wenn er lauter, oder doch meistens Femelsaamen aussäen wird. Femelsaamen sind unter dem Hanfsaamen die kleinere, weißlechte, länglicht runde und nicht so dicke Körner. Die grösere, dickere und vollkommnere Körner geben den Hanf, der Saamen trägt. Es läßt sich die erste Gattung Körner leicht von den Saamen=tragenden Körnern durch ein Sieb, durchs Worfeln und Schwingen abscheiden. Säet man nun diese erste Art Körner besonders auf ein Feld, so wird man sehr viel Femel erhalten. Man hat auch beobachtet, daß der Hanf nach etlich Jahren sich auszuarten pflege. Wer sicher gehen will, um schönen und langen Hanf zu erhalten, schaffet sich zuerst den Saamen von dem Rhein, oder aus dem Breisgau an. Das erste und zweyte Jahr kann man von dem selbst erzielten Hanfsaamen zu der Aussaat brauchen: länger hinaus würde der Hanf

im=

immer kürzer werden, deswegen man sich alle drey Jahre zum grosen Nutzen mit frischen Saamen von dem Rhein versehen wird, den man alle Frühjahr von Unterhändlern, welche ihn weit verführen, gut und versichert haben kann.

Die Absichten der Anpflanzung des Hanfes oder Flachses können entweder auf viel Saamen, oder viel und feines Werk zum Spinnen gerichtet seyn. Wer viel Saamen will, welcher zum Oelschlagen verwendet wird, der säe dünn; wobey man aber niemal ein gutes und feines Gespinnst, sondern vielmal einen Hanf, der blos für die Sailer ist, erhalten wird. Wer aber viel und einen zarten Hanf oder Flachs erzielen will, der wählet sich einen guten Saamen aus, säet diesen dick, und das auf ein wohlgebaut- und gedungtes Feld.

Wer wird aber zu dem Wohldungen den guten und faulen Dünger verschaffen, da doch der Mangel des guten Dunges der Anpflanzung des Hanfes und Flachses an mehrern Orten bisher im Weg gestanden? Niemand anders und besser als die vorgeschlagene Reduction und Verwandlung der schlechten Aecker in Kunstwiesen, mithin die Vermehrung des Futters. Futter genug und im Ueberfluß, wird uns auch von mehrerem und wohlgehaltenem Vieh Dünger genug und im Ueberfluß verschaffen, durch welchen wir, als das zuverlässigste Mittel die Landkultur zu verbessern, wie andere

Pro=

Produkte, also auch den Hanf und Flachs in einem reichen Ertrag erhalten, und ein groses Capital, welches sonsten ausser Land würde gegangen seyn, in dem Lande würden behalten können.

3) Welchen Nutzen die Futtervermehrung bey der Anpflanzung des Lewats oder Rebs, der Magsaamen oder Oelmagen bringe.

Einer der nothwendigsten Artikeln, so zu einer wohlbestellten Stadt= und Landwirthschaft erfordert wird, ist das Oel. Wir erfahren es täglich, daß das Oel in vielen Stücken der Haushaltung und den Handthierungen unentbehrlich sey, auch in vielen Vorfällen eine grose Bequemlichkeit verschaffe, durch welche dem Mangel und hohen Preis anderer Fettigkeiten gesteuert wird, und viele Gewerbe erleichtert werden. Wie viele der Stadtwirthschaft nothwendige Gewerbe würden ohne das Oel erliegen müssen? Wie viele andere gehen besser von statten und können ihre Waaren wohlfeiler geben, weil durch das Oel andere Unkosten verringert werden? Die allgemeine Nothwendigkeit demnach, und grose Nutzbarkeit des Oels machet, daß mit demselben ein groser Handel getrieben wird, welcher um so höher steiget, wenn der Wallfischfang nicht glücket, so daß es in Holland und anderwärts an

Fisch=

Fischthran fehlet, oder derselbige gar zu theuer zu stehen kommt.

Die Oelarten sind zerschieden, welche in unserm Teutschland gepflanzet werden: denn nebst dem Nußöl, dessen das Breisgau rc. gar viel macht, dem Oel, welches aus Hanf= und Flachssaamen geschlagen wird, verdienet vorzüglich angemerkt zu werden das Magsaamen=Oel, und dann jenes, welches aus dem Rebs oder Lewat gemacht wird. Diese beyde Gattungen des Oels werden an dem Rhein, in dem Breisgau und der Pfalz rc. stark gepflanzet: sind aber, was das Pflanzen betrifft, nirgends minder bekannt, als in dem Schwabenland. da es doch besonders des Rebsöls gar viel brauchet, und um dieses ein groses Geld ausser Land verschicket. Würde man aber nicht auch diese beyde Oelarten bey uns pflanzen können? Man pflanzet ja den Rebs in dem uns anliegenden Würtembergerland, und die Oelmagen zu Reutlingen, sogar in ungleich rauhern Gegenden zwischen Rothweil und Villingen, zu Klosterwald und Kloster Beuren.

Der Nutzen ihrer Anpflanzung ist beträchtlich: man wird nicht leicht ein Produkt finden, welches in der Ernde einen so grosen Nutzen abwirft, als die Anpflanzung des Rebs, es sey Köhl= oder Rüben=Rebs; man schlage ihn entweder selbst zu Oel, oder verkaufe den Saamen.

Ein

Ein Morgen Acker mit Rebs, der wohl gebauet und gedunget worden, kann bis 10 oder 11 Malter Saamen geben, für deren jedes man gern 10 fl. zahlet: machet man selbsten Oel daraus, wenn anderst der Saame nicht mehlthauig ist, und wohl zeitig worden, so kann ein Malter gar wohl 90 Pfund Oel ablohnen. Rechnen wir das Pfund nur 10 Kreuzer, (man muß es aber vielfältig theurer bezahlen.) so kommt das Malter auf 15 fl. was kann man pflanzen, das reicher lohne?

Es ist aber dieß allein nicht aller Nutzen, sondern man kann sich noch dabey einen weitern und vielfältigern Nutzen schaffen, und zwar erstlich an dem Kraut. Wird der Rebs fast zu Ende des Augusts gesäet, daß er noch wohl erstarke und sich stocke, so kann er bis Ende des Weinmonats für das Vieh abgeblättert werden, wovon die Kühe viel Milch geben: auch wird man, wenn einige Frost darüber gegangen, die Blätter von dem Köhlrebs wie von dem Blauköhl kochen, und auf den Tisch als eine niedliche Speise brauchen können. Zweytens an den Kuchen, welche bey dem Oelschlagen übrig bleiben, und für das Vieh ein treffliches Futter sind. Drittens, an dem Feld selbst, welches in einem Jahr einen doppelten Nutzen tragen kann. Man stürze nach der Rebsernde sogleich den Acker, und in acht Tagen wieder, werfe sodann auf einen Morgen 12 Löffel voll Rübsaamen mit

Asche

Asche vermengt: so wird der Acker, weil er wohl gebauet und gedunget worden, Trieb genug haben, recht schöne Rüben hervorzubringen, deren man von einem Morgen bey 200 Körbe voll wird erwarten können. Viertens, in dem ausgefallenen Rebssaamen selbst: denn nach dem andern Stürzen wird noch viel Rebs aufgehen, den man nachmals ausjäten und verziehen läßt, und für das Vieh als ein zartes und sehr gutes Futter brauchen kann. Man pflegt auch an vielen Orten mit Nutzen nach dem Rebs Grundbiren zu stecken.

Der Rebs oder Lewat will ein Erdreich haben, welches gut, weder zu schwer noch zu leicht, und auch ziemlich tief mit Boden versehen sey. Es muß demnach der Acker so lange und oft gebauet werden, bis sein Grund gut, locker und mild da liegt. Zu dem Ende muß er nach dem ersten oder zweyten Pflügen wohl gedunget werden, damit der Dung in die Auflösung komme, und seine Kraft der Erde behörig zubring[illegible] könne. Es wird auch vieles helfen, daß der Boden mild und locker werde, wenn man ihn auch öfters mit der Egge reissen läßt. Ueberhaupt erfordert die Zubereitung eines Ackers, welcher Rebs tragen soll, daß er zeitlich und wohl gedunget, wenigstens viermal gepflüget, mehrmal geegget werde. Auf einen Morgen von 160 Ruthen werden 24 Löffel

voll Saamen, mit welchem der, so säet, den Akker zweymal übergehen soll, erklecklich seyn. Kommt nun der Rebs recht dick an einander zu stehen, und ist seine Farbe dunkelgrün, wenn er anderst nur noch vor dem Winter so erstarket, daß er die Kälte ertragen kann: so ist er erwünscht. In dem Frühjahr muß er nicht mehr abgeblättert werden, sondern man läßt ihn, ohne etwas weiters damit zu machen, schiessen, blühen und reif werden, welches letztere insgemein im Brachmonat geschiehet. Man schneidet ihn sodann ganz behutsam ab, und nachdem er einen halben Tag auf dem Felde gelegen, bindet man ihn in grose Büscheln, ladet diese auf einen mit Tüchern, unten und auf den Seiten, hierzu wohl versehenen Wagen, damit der ausfallende Saamen nicht verlohren werde: führet sie in die Scheuern und dreschet sie aus, welche letztere Arbeit baarfuß geschehen sollte, weil sonst die harten Schuhe die weiche Saamenkörnlein zerquetschen würden. An einigen Orten in der Ortenau, damit der Saame zu einer vollkommenern Zeitigung gelange, pflegt man die Rebsbüscheln in Geschirren, oder sonst auf Hauffen dicht über einander zu legen, und läßt sie also verschwitzen, wodurch die nicht genug reif gewordene Körnlein ihre Zeitigung erhalten. Der ausgedroschene Saamen wird dünn aufgeschüttet, und bis er ganz dürr ist, fleissig aufgerühret.

Der

Der Mohn, Oelmagen oder Magsaamen, welcher die zweyte Gattung des Oels liefert, so wir zu betrachten haben, braucht so viel und langes Bauen nicht wie der Rebs, und ist nichts desto minder eines der nützlichsten Produkte, so man pflanzen kann. Er wird insgemein auf einen Brachacker, dessen Erdreich, weil es leicht ist, sich wohl und frühe bauen läßt, angepflanzet. Wird der Acker vor dem Winter gedunget, gepflüget, mit der Egge eben gezogen: so kann er in dem Frühjahr angesäet werden; ja wenn ein Akker nur eine mittelmässige Besserung hat, so kann er schon mit Oelmagen angepflanzet werden.

Ein Morgen kann 40 Säcke voll Köpfe geben, aus welchen man 30 Simri, oder 45 Viertel Saamen Rotenburger Meß sammeln kan. Das Simri giebt gern 12 Pfund, oder das Rotenburger Viertel 8 Pfund Oel. Rechnen wir das Pfund um 10 Kreuzer, so wird der Ertrag eines Morgens auf 60 fl. zu stehen kommen.

Hier ist aber die Rede nicht von dem gefüllten vielfarbigen Oelmagen, welcher in den Gärten zur Lust gepflanzet wird, obschon ich weiß, daß in einer Probstey man diesen in den Rabatten eines grosen Gartens in groser Menge pflanzen, den Saamen, dessen es viel gegeben, sammeln, und

kalt abdrucken lassen, und davon Salatöl erhalten, das dem gemeinen Baumöl glich. Die Kaufleute wissen dieses nur gar zu wohl, kaufen daher viele hundert Centner dieses Oels auf, so sie unter das Baumöl mischen und zum Verspeissen verkaufen. Hier ist auch nicht die Rede von dem Oelmagen, welcher weissen aber weniger Saamen trägt, der auch hauptsächlich nur in die Apotheken verbrauchet wird; sondern der Oelmagen, von welchem hier eigentlich die Rede ist, ist jener, der einen blauen Saamen trägt, welcher nur um des Oels willen, auf den Aeckern gepflanzet wird.

Das Oel von diesem dienet erstlich zum Brennen in den Lampen weit besser als das Rebsöl; zweytens, ist es auch vortrefflich zu dem Malen; drittens, brauchen es in der Pfalz die meiste Haushaltungen, und in dem Elsaß und Breisgau viele zum Schmelzen, benehmen ihm aber wie auch den andern Oelarten, welche sie zu dem Kochen brauchen wollen, den Geruch auf die folgende Weise. Sie lassen das frische und fette Oel nur mit Zwiebel abdampfen: oder backen etlich Schnitten des schwarzen Brods, welche sie in einem Sauerteig umgekehret, zu Küchlein: oder verdämpfen süsse Rüben darinn, und wann das Oel erkaltet, verwahren sie es zum täglichen Gebrauch.

Vier=

Viertens, wenn man den Oelmagsaamen kalt abdrucken oder zu Oel schlagen läßt, so bekommt man ein Oel, welches in Farbe und Geschmack dem Baumöl gleichet. Die Probe hievon ist vielfältig gemacht und gut befunden worden; auch erinnere mich, daß ich im Elsaß in Kaufläden ein solches Oel zum Salat wie Baumöl verkaufen gesehen habe.

Man säet den Magsaamen im Märzmonat, oder zu Anfang des Aprils. Wird man auf einen Morgen 10 bis 12 Löffel voll Saamen auswerfen, so wird der Acker überall mit Stöcken besetzet werden. Der ausgeworfene Saamen kann nachmals mit einer Egge zweymal überfahren, oder untergerechet werden. Innerhalb 10 oder 12 Tagen gehet er auf, und können die junge Pflanzen wohl ein und den andern Reifen ertragen. Sollten sie aber von einer anhaltenden Kälte betroffen werden, so würden sich die junge Pflanzen verliehren, in welchem Fall der Acker wieder auf das neue müßte angesäet werden.

Wann der Magsaamen so erwachsen ist, daß er 4 Blättlein hat, und man diese auf 30 Schritte wohl sehen kann: so jätet man ihn mit einer breiten Haue oder Bickel also aus, daß je ein Stock von dem andern 8 oder 9 Zoll zu stehen kommt. In 4 Wochen wird der Acker wiederum mit der Haue

oder Bickel gesäubert, oder gefälget, und endlich wann die Blumen zu schiessen beginnen, die nämliche Arbeit wiederholet, und Erde an jeden Stock angehäuffelt, damit er um so fester gegen die Winde stehe. Wobey zu merken, daß man sich, wie bey den Reben, hüten müsse, niemal eine Arbeit vorzunehmen, wann es regnet, oder die Stökke noch von dem Regen oder Thau naß sind. Zwischen Rothweil und Villingen, einer sehr rauhen Gegend, wirft man, wo viel Erdäpfel oder Grundbiren gepflanzet werden, wenn die Grundbiren gestecket sind, etliche Körulein Magsaamen mitten darauf, denen man keine andere Wartung als jene giebt, die man ohnehin den Grundbiren geben müßte: und also erhält man eine doppelte Ernde von den Grundbiren in der Erde, und über der Erde von dem Mohn oder Oelmagen.

In dem August werden die Saamenköpfe zeitig, welches alsdann wahrgenommen wird, wann die Köpfe hart und dürr anzugreiffen sind, und innwendig klappern, wo man sie sodann an dem obersten Absatz oder Glaich abbricht, welches ebenfalls niemal bey nassem Wetter geschehen soll. Man bringt die abgehauene Kolben oder Köpfe in Säcken nach Haus, und breitet sie auf einem lüftigen Boden also aus, daß die noch etwas grüne Köpfe austrocknen können.

Wenn

Wenn man nun sie ausmachen will, so schneidet man die obere Krone hinweg, oder die Köpfe mitten entzwey, schlägt mit dem Messer auf die Schaalen, damit aller Saame herauskomme: Ein Geschäfft für das Gesinde und Kinder, welche gar leicht nach dem Nachtessen etliche Viertel ausmachen können. Und dieses ist es, was vorzüglich bey der Behandlung des Oelmagens oder Magsaamens zu beobachten kommt, welches ich auch darum so pünktlich ausführen wollen, weil zu wünschen, daß man, wenn man die Pflanzung des Rebs beyseit setzen wollte, sich wenigstens auf die Pflanzung des Magsaamens begeben möchte. Die Vortheile, so man hiedurch erhalten würde, würden sehr beträchtlich seyn. Es würden erstlich mehrere Hundert Gulden, welche man nur für das nothwendige Oel ausser Land verschicken muß, in dem Lande verbleiben. Zweytens, wenn man mehr Oel pflanzen würde, als das eigne Land verbrauchen könnte: welch nützlichen Handel würde man mit dem Ueberfluß anderwärts treiben können? Und endlich, da der Magsaamen auf den Brachäckern gepflanzet wird, würde die Ordnung der Zelgen oder Fluren keine Irrung haben, sondern die Winterfrüchten eben so gut und reichlich eingeerndet werden, als wenn kein Magsaamen auf der Brache wäre gepflanzet worden. Eine andere Bewandniß hat es mit dem

 Lewat

Lewat oder Rebs. Allein sein weit grösserer Ertrag, und die gedoppelte Ernde, so man in einem Jahr von dem Acker sammelt, ersetzet reichlich, was man durch die längere und kostbarere Zubereitung des Ackers aufzuwenden und zu vermissen glaubet.

Da demnach das Oelpflanzen eine Sache von einer grosen Nothwendigkeit und Nutzbarkeit ist; da der Mangel des nothwendigen Oels alle Jahr das Capital unsers Landes schwächet; da man bey uns die andern Früchten im Ueberfluß pflanzet; Oberhochberg aber und noch andere Ortschaften so viele Fruchtfelder haben, daß sie viele Morgen derselben öde liegen lassen: würde es nicht der Stadt- und Landwirthschaft sehr nützlich seyn, wenn man hier wenigstens für die Nothwendigkeit und eigne Bedürfniß Lewat oder Rebs und Oelmagen pflanzen, dorten aber in Orten von kälterer Lage auf die Pflanzung des Möhns oder Magsaamens mit grösserm Eifer sich legen würde?

Allein noch mehrere Felder erfordern mehr Dung, und weil man bisher aus Mangel des Düngers weniger Feld kaum bemeistern konnte: wo würde man zu mehrerem Felde den nothwendigen Dünger herzunehmen haben? Die Beantwortung dieser Frage soll uns abermal zeigen, welchen Nutzen die Futtervermehrung bey der Anpflan-

zung der Oelsaamen, von welchen wir bisher gehandelt haben, bringen werde. In der Ortenau pflegt man den Schlamm aus den Gräben, und wenn man kann, diesen mit etwas Dünger vom Vieh untermischt, auf Hauffen zu schlagen, übers Jahr auf einander verfaulen zu lassen, und mit diesem die Rebs- und Oelmagenfelder zu dungen; auch davon in die Stufen, in welche man Grundbiren setzen will, einige Hände voll zu thun, welches die trefflichste Wirkung thut. Doch dieses Mittel tauget nur an Orte, wo man nicht zuviel Felder hat, und diesen Schlamm wohl haben kann; aber wo viele Felder sind, wenn man auch den Schlamm haben könnte, so würde man doch mit diesem nicht gar weit langen können. Wo soll man dann für das mehrere und zu Oelpflanzen bestimmte Feld den nothwendigen Dünger hernehmen müssen?

Man folge nur dem mehrmal empfohlenen Vorschlage, bringe sein Feld in eine Ordnung, und treffe in demselben eine solche Eintheilung, daß wenigstens ein vierter Theil desselben der Futtererzielung bestimmet werde; man bediene sich der Mitteln, welche zu der so nothwendigen Vermehrung des Futters vorgeschlagen worden: so wird an einem guten Dünger zu allem, was man nur pflanzen will, niemal ein Mangel seyn, wenn nur über das Futter hinlängliches Vieh gestellet wird.

4) welchen Nutzen die Futtervermehrung bey Anpflanzung des Hopfens bringe.

Obschon der Hopfen eine unserm obern Schwabenland unentbehrliche Sache ist, für welche wir alle Jahr mehrere Hundert Gulden aus dem Lande verschicken: so findet man doch wenig Eifer, den Hopfen selbst zu pflanzen, und ein so beträchtliches Geld, welches durch seinen Umlauf in dem Lande einen wichtigen Nutzen schaffen könnte, in demselben zu behalten. Hat man vielleicht Ursache zu zweifeln, ob der Hopfen bey uns gerathen werde? oder muß man fürchten, daß er allenfalls so schlecht ausfallen werde, daß er zum Bierbrauen allzuschwach, oder sich doch also kraftlos finden werde, daß man noch so viel als des ausländischen Hopfens zu einem Sud nehmen müsse? Keines von beyden. Die schon mehrere Jahre hindurch allhier gemachte Proben haben ja bereits über 30 Jahre (denn wenigstens so lang ist es schon, daß Tit. Hr. v. R. in dem Hochbergischen Garten ein Hopfenland von böhmischen Fächsern anlegen und pflanzen lassen, dem es auch zwey geistliche Häuser dahier nachmachten;) diese Proben, sage ich, haben ja an den Tag geleget, daß in unserm Schwaben der Hopfen eben so gut und reichlich, als immer an einem andern deswegen berühmten Ort gerathe, dessen man sich gar nicht wundern soll, da der oben angeführte kurze Begriff

des

des Feldbaues versichert, daß in dem nur 3 Stunden von uns entlegenen Hechingen, in einer ungleich kältern Gegend, in dem Fürstlichen Hofgarten der Hopfen sehr gut und ergiebig gepflanzet werde, also zwar, daß man von einem halben Morgen in guten Jahren drey Centner, in mittlern zwey, und in geringern einen Centner eingeheimset. Der Verfasser jenes Buchs wurde in seiner Kindheit daselbst erzogen, und dessen Vater hatte die Aufsicht über diesen nahe beym Stuttenhof gelegenen Hopfengarten, welchen vor ungefähr 50 Jahren Fürst Friederich Wilhelm so anlegen ließ, daß er von seinen Unterthanen einige, in Böhmen den Hopfenbau lernen, und die Fechser von dorther bringen ließ. Nach vielem Widerspruch gerieth dieser Versuch so wohl, daß man zur Brauung des Biers für das ganze Hohenzollern-Hechingische Land Hopfen genug erzeugte, ja manchmal verkaufen konnte, da man zuvor die Nothdurft kaufen, und in manchen Jahren theuer bezahlen mußte. So stund es zu Ende der vierzger Jahren, da sich jener Verfasser öfters bey seinen Aeltern aufhielt, und dieser Sache sich genau erkundigte.

Setzen wir nun den Centner um 40 fl. an, (wir wissen aber, daß sein Preis vielmal höher gestiegen,) welch grosen Ertrag würde nicht ein so weniges Feld abwerfen? Und wie viel Feld könnte

nur

nur Rotenburg, ohne daß dem übrigen Feldbau in andern Zweigen des Nahrungsstandes etwas entgieng, hierzu verwenden? Würden nicht durch diese Anpflanzung mehrere Hundert Gulden in dem Lande verbleiben? Ja würde man nicht zu einem solchen Vorrath des Hopfens gelangen können, mit dem man auch Braustätten ausser Lands würde versehen, und einen neuen Zufluß des fremden Gelds erlangen können? Wir haben ja vor vielen andern dem höchsten Schöpfer zu danken, daß man weit und breit keine Gerste findet, deren Bestandtheile zum Bier so vortrefflich sind, als der Rotenburger, und jene, welche noch in etlich andern nächst an Rotenburg gelegenen Zehenden wächset. Ihre ganz besondere Güte ist jener uns gewinnvolle Zwang, der die Fürstliche Braustätte Donaueschingen, Sigmaringen, Hechingen, Haigerloch, die Städte Bahlingen, Rothweil, Villingen, Oberndorf ꝛc. ja alle Orte, mehr dann auf 10 Meil Wegs, wenn sie ein recht gutes Bier brauen wollen, verbindet, und ihnen die unumgängliche Nothwendigkeit auflegt, sich mit unserer Gerste zu versehen. Wie leicht könnte, wenn der Hopfenbau mit einem Ernst getrieben würde, mit der Gerste auch der Hopfen aus dem Lande gehen, und wie jene ein fremdes Geld unserm Lande bringen?

Dieß

Dieß zu erzielen will nothwendig seyn, daß man wisse, was dann bey Anlegung und Pflanzung des Hopfens zu beobachten sey. Wir betrachten demnach, wie die oben schon belobten allhier damit zu Werke gegangen; und diese Betrachtung wird uns einen hinlänglichen Unterricht ertheilen, wie wir uns bey Anleg- und Pflanzung des Hopfens zu verhalten haben.

Des Hopfens haben wir allhier zweyerley den Augst- oder Frühhopfen, welcher grose weißlechte Köpfe hat, und schon in dem August reif wird, und dann den späten Hopfen, welcher später in die Reifung kommt. Die Lage des Platzes, den man allhier zu den Hopfenpflanzen bestimmt, ist so beschaffen, daß er sich der Sonne von der ersten Frühe oder Morgenröthe fast den ganzen Tag zu erfreuen hat, von den scharfen Nordwinden durch die an der Seite liegende Hügel, und gegen Abend wider die Sturmwinde von der anliegenden Stadt bewahret wird, so beydes dem guten Fortkommen der Hopfen sehr beförderlich ist. In einem dieser Hopfengarten ist die Sache nicht zum besten eingesehen worden, da man die Hopfenstöcke gar zu nahe an die Strase gepflanzt hat. Die alltägliche Erfahrung, da die der Strase allzunahen Stöcke selten lohnen, erweiset klar, daß den Hopfenstökken der von den Strasen aufsteigende Staub in ihrer

rer Befruchtung Schaden bringe, welches auch die alten Landwirthe in ihren Schriften angemerkt haben.

Der Platz, in welchem sie die Hopfen anlegten, war zuvor eine Wiese oder Grasboden, welchen sie noch vor dem Winter umbrechen liessen. Es soll auch überhaupt ein Feld, so man mit Hopfen besetzen will, vor dem Winter gebrochen werden, und würde allzeit das beste seyn, wenn man das Feld, ehe man es mit Hopfen besetzet, das Jahr vorher mit solchen Gewächsen anpflanzen würde, welche mit der Haue oder Karst müssen gehacket, gefälget, und gebauet werden, als Kohl, Erdäpfel ꝛc. Diese wiederholte Bearbeitungen werden dem Erdreich die behörige Lockerheit und Milde geben: auch würde ein Land, auf welchem den vorigen Sommer Hanf oder Flachs gestanden, zur Anpflanzung des Hopfens sehr dienlich seyn. Wollte man erst im Frühjahr das Feld für die Hopfen brechen, so dörfte selbiges noch allzu ungeschlacht seyn, auch durch den Frühlingsluft allzusehr ausgetrocknet werden, welches den Fächsern schaden würde.

Auf die nun also umgegrabene Plätze liessen sie ziemlich viel Dünger führen. Man rechnet sonst auf einen Morgen 15 Fuder, oder so viel als zwey Pferde in fünfzehn malen führen können. Denn von den Hopfen, wie von den Reben, muß

jene

jene Regel des Virgils verstanden werden: Sparge fimo pingui & multa memor occule terra. Auch das Hopfenfeld will viel und guten Dünger zu seiner Vorbereitung haben.

Den Dünger, welchen unsere Hopfengärtner auf ihr Feld gebracht, machten sie auch gleich durch das Hacken oder Pflügen unter. Anderwärts leget man den wohlverwesenen und verfaulten Dung erst in dem Frühjahr um die frisch gesetzte Fächser herum, und gräbt ihn hinunter, welches, wo man an dem Dünger einen Mangel hat, einen ziemlichen Vortheil bringet, weil nur jener Platz, wo die Fachsen stehen, der andere Zwischenraum aber keinen Dung bekommt. Einer unsrer Hopfengärtner, wann er eine Dürre besorgte, legte auch, nachdem die Fächser in die wohlgedungte Erde gesetzet waren, kurzen wohlverfaulten und mit anderer guten Erde vermischten Dünger über die Erde hin, so, daß mit diesem Gemenge die Fächser über 3 oder 4 Zoll bedecket wurden, und das war von einer trefflichen Wirkung. War nun das Feld also zubereitet, so legten unsere Hopfengärtner in dem April ihre Fächser ein: eine Arbeit, welche wegen zu besorgender Dürre nicht später als in der Mitte des Aprils soll vorgenommen werden, mit welcher sie folgender masen zu Werke giengen.

Sie

Sie gaben sich Mühe, Fächser von der besten Art zu bekommen, welche an dem erkannt werden, wann die Reben (so werden auch die Hopfenstöcke genennet) von denen die Fächser genommen worden, weißlecht oder grau aussehen, und die Fächser erst das letzte Jahr frisch geschossen sind. Für unser Clima dörften die frühe Hopfen wohl die besten seyn. Die Fächser selbst liessen sie bis 6 oder 8 Zoll lang, welche oben zu beyden Seiten 3 oder 4 feine Augen hatten, sie reinigten sie von den Nebenwurzeln, und legten selbige sogleich ein. In der That ist es das allersicherste, wenn die Fächser gleich vom Stock an ihre neue Stelle gesetzet werden; denn, wenn sie von der Sonne und Luft berühret werden, verdorren sie bald. Eben so wenig können sie eine allzunasse Erde, oder das Wasser leiden. Wenn man vor dem Setzen sie darinn einschlagen wollte, so würden sie bald faulen. Wenn man je die Fächser einschlagen muß, so schlage man sie in etwas trockenen Sand oder Erde ein.

In einem unserer Hopfengärten sind die Fächser 3 Schuh: in dem andern aber noch weiter von einander gesetzet. In beyden wurde das Feld in gleich weit und breite Linien eingetheilet, und wo die Linien sich kreutzten, wurden die Fächser eingesetzet, und zwar dieser ganz frischer Fächser nur

einer

einer in ein senkrechtes Loch ganz gerade und so tief, daß das oberste an dem Fächser bereits der Erde gleich stund. Hatte man einen Zweifel, ob die Fächser annoch frisch genug seyen, so setzte man zwey oder drey zusammen, doch in der Erde aus einander, damit jede insbesondere unten ihre Wurzeln um so bequemer fassen könnte. Zu denen also gesetzten Fächsern wurde sogleich ein Holz oder Pfahl gestosen.

Wann das Wetter nicht zu trocken und dürr ist, so keimen die Augen schon in vier Wochen auf, an welche man aber schon zuvor 2 bis 3 Zoll Erde angehäuffelt, und somit die Hopfenhügel zu machen angefangen haben muß, und das mit guter und lockerer Erde.

Waren die Augen hervorgewachsen, so wurden sie an das Holz oder Pfahl mit einem genetzten Stroh angeheftet. Giengen die Schosse aber 3 Schuh weiter, so wurden die Hopfenschosse oben um den Pfahl gewunden, und also mit sich selbst angebunden. Sonst aber wurde das Feld von allem Unkraut gesäubert, und wie in ein anders Feld, in dem ersten und zweyten Jahr allerhand Kraut darein gepflanzet und gehörig gebauet. In dem zweyten Jahr, wo man schon eine ziemliche Hopfenernde zu erhalten pfleget, pflegt man bey weitem nicht so viel anders mehr darein zu setzen.

In dem dritten Jahr erhielten sie schon eine völlige Hopfenernde, und mußte daher dem Hopfengarten ganz anderst gewartet werden. Im dritten Jahr durfte nichts anders in dem Hopfenfelde gepflanzet werden; sondern in dem Märzen oder April, so bald es die Witterung gestattet, an einem trokkenen Tag machte man den Hopfenstöcken Luft, räumte die um sie herum und auf ihnen liegende Erde sorgfältig hinweg, daß die Wurzeln blos da lagen, man nahm ihnen sodann auch die überflüssige Fasern und Fächser hinweg, fast so, wie man es bey den Rebstöcken zu machen pfleget, und ließ jedem Stock nicht mehr Hauptkeimen als drey bis vier auch fünf. War dieß geschehen, so wurde der Stock wieder mit Erde zugedecket, also zwar, daß 3 bis 4 Zoll gute lockere Erde auf ihm lag. Man steckte sodann die Stangen darzu, welche 15. 18 Schuh und noch höher sind, und wohl zwey Schuh tief in die Erde mußten getrieben werden, damit sie den starken Anstösen der Winde zu widerstehen und solche auszuhalten vermöchten.

Da wir hier von den Hopfenstangen reden, wünschen wir, daß man auch in unsern Landen Kastanienbäume, und diese, weil es uns an dem Platz nicht fehlet, in einer Menge zu pflanzen, den Bedacht nehmen möchte. Es kann doch nicht ge-

geläugnet werden, daß durch so öftere Ausshauung der jungen Tannen zu Hopfenstangen dem Wachsthum des Holzes in den Wäldern, welche dermalen auf alle nur mögliche Weise sollten geschonet werden, ein wichtiger Schaden zugehe. So gehet auch das Tannenholz bald in die Fäulung: es müssen daher die Stangen auch bald kürzer, und endlich gar unbrauchbar werden. Hingegen stehen die Stangen von Kastanien wohl 20 Jahre auf einem Spitze, machen die Erde um sich herum ganz schwarz und locker, leisten also den nämlichen Dienst, aber ungleich länger, den wir mit grosem Schaden der Waldungen, und auf eine weit kürzere Zeit von den Tannenstangen haben. Die reichere Innhaber der Rebgüter in dem Elsaß, zu Colmar, Ammerswiehr, Kaiserspꝛerg ꝛc. haben je nach der Menge ihrer Rebstücker auch Kastanienwälder: die Hauptstämme, weil sie vielmals Bäume sind, so grosen Eichen gleichen, und aus deren Holz man, wie von jenen, gute und grose Weinfässer machet, liefern ihnen jährlich in dem Herbst die Kastanien, und durch diese einen solchen Ertrag, daß man diesen an vielen Orten jährlich von jedem Baum auf 4 bis 5 auch noch mehrere Gulden rechnet. Die Erdkeimen wachsen daran viel und schnell, und was zu unsrer Absicht dienlich, auch ziemlich hoch, welche nachmals zu Pfählen von 15 bis 18, und noch meh-

rere Schuh hoch für die Rebstöcke verwendet werden. Mit welch grosem Nutzen und Vortheil der Wirthschaft würde man eben dergleichen Stangen zu den Hopfenstöcken verbrauchen können?

Allein es kommt nicht nur auf das an, ob wir in unserer Gegend die Kastanien verbrauchen können, sondern vielmehr, ob auch bey uns die Kastanien wachsen und fortkommen würden? Als ich bey einer Gelegenheit eben das obige von den Kastanien auf die Bahn brachte, sagte man mir, daß man die Sache dahier schon einmal probiret hätte, allein man hätte gefunden, daß in unserm Clima die Kastanien nicht gedeihen. Auf diese Antwort gab ich mich zur Ruhe; doch um die Probe selbst zu machen, ließ ich Kastanien anderwärts herkommen, prüfte sie in dem Wasser, und jene, welche zu Boden sanken, setzte ich in ein mit Erde angefülltes Geschirr, und aus diesen allen war nicht eine, welche nicht ausgekeimet, nachmals in dem Maymonat mit dem Boden ausgesetzt, an ihrer Stelle, obgleich einem ziemlich wilden Platz, wohl fortgekommen wäre. Und warum dann dieses nicht, da alle andere Bäume, die sonsten heikel sind, allhier wachsen. Man findet in der Nachbarschaft die Roßkastanien gar schön, und man weißt, daß in dem Herrschaftlichen Schloßhof zu Nordstetten nur einige Stunden von hier

ein recht groser Kastanienbaum gestanden, welcher Früchten reichlich trug. Aus welchem allem man also schliessen kann, daß derjenige, welcher den vorangeführten Versuch gemacht, seine Kastanien vor dem Setzen nicht geprüfet, dem Auge getrauet, und durch das Auge betrogen, eben solche Kastanien, die unfruchtbar waren, und in dem Wasser oben würden geschwommen seyn, gesetzet habe. Und dieser blos aus Mangel genugsamer Erfahrung fehlgeschlagene Versuch hat das Vorurtheil verursachet, als ob die Kastanien in unserm Schwaben nicht wachsen.

Nebst den Stangen von Kastanien, bey welchen wir uns etwas länger aufgehalten, könnten auch Stangen von Erlen bey den Hopfenstöcken, wie jene der Tannen, gleiche Dienste leisten, und wie häuffig hat diese nicht unsere Waldung?

Allein es wird Zeit seyn, daß wir uns wieder zu den Hopfenstöcken wenden, und betrachten, wie sie ferners behandelt werden. Waren nun die Hopfenstöcke mit Stangen versehen, und ihre Schosse etwan 2 Schuh hoch herauf gewachsen, so wurden sie mit Stroh doch nicht zu fest an die Stangen angebunden, welches Anbinden man mit grosem Nutzen so lange, bis die Hopfen blühen, forttreiben wird.

Auf das Heften folget das Hacken, wobey die Erdschollen verschlagen, und um die Stangen herum die Erde etlich Schuh breit, und fast eben so hoch angehäuffelt wird; und weil die Hopfenstöcke überhaupt reinlich stehen wollen, und ein lockeres Erdreich lieben, so pflegten unsere Hopfengärtner das Feld so oft zu falgen und zu bauen, als oft das Unkraut überhand nehmen wollte, und beflissen sich immer die aufgehäuffelte Erde um die Stöcke in einer behörigen Höhe zu erhalten, und das gar billig, weil die Sonne und Luft, durch welche die Pflanzen belebt werden, in den hohen Hügeln weit besser wirken kann. Wann nun die Hopfenschosse, welche an den Stangen hinauf steigen, die Hälfte ihrer Höhe erlangt hatten, nahmen unsere Hopfengärtner mit einem Messer bis 2 Schuh hoch von der Erde alle Blätter, welche ohnehin gelb wurden, alle Nebensprossen eben so, wie man in dem Verbrechen die Reben zu behandeln pfleget, zu beyden Seiten hinweg, auch schnitten sie alle kleine Schosse am Stock ab, welche erst nach dem ersten Heften hervorgekommen, und dieß war ihre Arbeit vor der Hopfenernde.

War die Hopfenernde vorbey, so nahmen sie die Stangen heraus, stellten sie in dem Hopfenfelde also zusammen, daß sie die Gestalt einer Pyramide hatten: Im Herbst, wann sich allgemach

Reifen zeigten, warfen sie auf jeden Stock einige Gabeln voll des langen Dungs, liessen ihn bis in das Frühjahr darauf liegen, und hackten ihn alsdann unter. Und dieses ist eigentlich die Weise, nach welcher allhier die Hopfen schon mehrere Jahre mit Nutzen gepflanzet worden.

Wenn wir nun über alles dieses unsere weitere Betrachtung machen, und untersuchen werden, woher es bisher gekommen sey, daß der so nützliche Hopfenbau bey uns so wenig getrieben worden: so wird sich zeigen, daß pur der Mangel des nothwendigen Düngers solches verursacht habe. Weil man des Düngers nicht genug haben konnte, so durfte nicht leicht ein gemeiner Mann an das Hopfenbauen denken. Woraus nothwendig der Schluß folget, daß, wenn man den Hopfenbau in unsern Landen will befördert haben, man ohne daß der übrigen Landkultur etwas an dem Dünger entzogen werde, auch für die Hopfenfelder genugsamen Dünger herbey schaffen müsse.

Wie wird aber dieses thunlich seyn? Man trachte nur mit Ernst dahin, vieles Viehe, und das in gutem Stande zu halten, zu welchem eine hinlängliche Futterung erfordert wird. Und wie leicht würde man diese erlangen, wenn man ein Drittel oder auch ein Quart seiner Felder zu Wies-

wachs bestimmen würde? Man lese nur, was wir in der Antwort auf die zweyte Frage des weitern angeführet haben. Würde man noch über das jene Mittel, welche wir in der Beantwortung der ersten Frage weiters vorgetragen. anzuwenden sich lassen angelegen seyn, so würde man Futter genug und im Ueberfluß erhalten. Und sollte es uns bey diesem an dem Dünger zu aller nur erforderlichen Besserung unserer Felder annoch fehlen können? Gewißlich nicht.

Da sehen wir dann abermal, welchen Nutzen die Futtervermehrung auch zu dem so erträglichen Hopfenbau schaffen könne. Und was ist wohl, das sein Wachsthum aus der Erde hat, dem nicht die vorgeschlagene Futtervermehrung ein neues Leben giebt? Durch sie kann man Vieh genug, und das recht wohl halten, und sie ist der einzige Weg, das von dem P. Zallinger vorgeschlagene zuverlässigste Mittel, die Landkultur zu verbessern, nämlich Dung, der vom Vieh abfällt, genug, und wenn man ernstlich will, im Ueberfluß zu erhalten. Welchen Nutzen würde man, wo Dünger genug, nicht noch erhalten, wenn man sich noch weiter auch auf die Anpflanzung des Tabaks legen würde? Zu Bohndorf einem würtembergischen Flecken, eine starke Stunde von hier, und dann in meinem Filial Seebronn, sind die

Pro=

Proben seit etlich Jahren zum Theil im Grosen davon gemacht worden, die sowol nach der Menge der Blätter, als derselben Güte einen so guten Ertrag abgeworfen, daß zu hoffen, es werde der Anbau des Tabaks bey uns sich noch mehr ausbreiten, zumalen da mein Vorschlag in Anpflanzung der Kunstwiesen bereits in hiesiger Gegend allgemein zu werden anfängt. Und was sollte uns noch weiter hindern, Weide oder Gelbkraut zum Gelbfärben, Waidkraut zum Blaufärben, den Grapp oder Färber-Röthe ꝛc. welche alle ein fettes und wohlgedungtes Feld haben wollen, wenigstens so viel wir selbst im Lande verbrauchen, anzupflanzen? Doch soll es mir hier genug seyn, davon eine Meldung gethan zu haben; indem doch niemand seyn wird, da man durch den Dünger alles zwingen kann, der die Thunlichkeit in einen Zweifel ziehen wird.

Beschluß.

So können wir dann durch die Futtervermehrung nicht nur den Dünger, als das zuverlässigste Mittel die Landkultur auf das schleunigste zu verbessern, sondern bereits auch alles andere haben, was uns fremdes Geld in das Land bringen, das unsrige aber in dem Lande behalten kann. Ja dieses ist es, was uns die Antwort auf die

zweyte Frage der Länge nach erkläret hat. Sie zeigte uns, wie höchst nützlich in Betrachtung des Landes überhaupt die Futtervermehrung sey, sie gieng ins besondere, und legte uns unwidersprechlich vor, daß wir durch die Futtervermehrung auf einem kleinern Felde mit weit wenigern Kösten sowohl zu unsrer Nothwendigkeit und Bequemlichkeit, als auch für den Handel ausser Lands nicht nur die nämliche Früchten, die uns das grösere Feld zuvor gegeben, einernden würden, sondern auch, daß durch sie der Rebbau verbessert, zur Zucht, Halt- und Mastung der Pferde, des Rindviehes, der Schaafe und Schweine wir die gedeihlichste Nahrung, mithin auch die Stadtkultur an Fleisch, Butter, Schmalz, Wollen, Häuten, einen segen- und gewinnstvollen Vorrath erhalten würden, und wir noch weiter unser Geld, welches wir bisher durch Einhandlung in die Fremde aufopfern müssen, durch die Aupflanzung des Hanfes und Flachses, des Oels vom Rebs oder Lewat, Oelmagen oder Magsaamen, und dann des Hopfens, in dem Lande zu einem einträglichen Umlauf behalten würden.

Wenn nun aber dieses die gesegnete Wirkungen der Futtervermehrung unstrittig sind, so bleibet auch der Satz ausgemacht, daß, gleichwie die Futtervermehrung unsern Landen höchst nothwendig

dig ist, sie auch denselben höchst nützlich sey: und weil diese höchst nothwendige und höchst nützliche Futtervermehrung, wie die Antwort auf die erste Frage gezeiget, leicht thunlich und praktisch anzubringen ist, so kann nicht leicht was bessers für die Stadt= und Landwirthschaft als der gethane Vorschlag gefunden werden.

Möchte doch diese meine wenige Arbeit, welche ich in Nebenstunden, ohne daß meinen Berufsgeschäfften etwas durch sie entgieng, zu meinem Unterhalt nach dem Ovidius: Rura quoque oblectant animum, studiumque colentis, vor die Hand genommen; möchte sie doch, sage ich, in die Gemüther der Herrschaften und der Unterthanen einen solchen Eindru[illegible] machen, daß sie dem gemachten Vorschlage Folge leisten, und ein Drittel ihrer Besitzungen, wenn es auch nur der vierte Theil wäre, zur Futtervermehrung widmen würden: wie bald und reichlich würde sich der gröste Nutzen davon zeigen, und wie leicht dürfte man auf ein richtiges System in der Landwirthschaft eine Rechnung machen, und welches Vergnügen würde ich nicht fühlen, wenn ich gedenken dürfte, daß ich zu dem Wohlstand des Mitbürgers auch etwas diensames beygetragen habe!

Druckfehler.

Seite 13. Zeile 26. Man lese: nicht nur für, an statt nicht für.

S. 93. Z. 5. 72 Maas, an statt 22 Maas.

S. 96. Z. 12. zeigen, an statt ziehen.

S. 171. Z. 12. Friederich Wilhelm, an statt Friederich Ludwig.

Druckfehler.

Seite 13. Zeile 27. [illegible]
[illegible]

S. 9. Z. 5. [illegible]

S. [illegible] gelesen.

S. 171. Z. 12. [illegible]
[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knecht, Franz Ignaz,

Vollständige Abhandlung von der zuverlässigsten Vermehrung der Futterkrä
uter zur Verbesserung der Landwirthschaft, nach den neuesten Beobachtungen
und eigener Erfahrung beschrieben

Stutgart 1780

Oecon. 997
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296476-2
VD18 11227974